

Fünfzehnter Jahrgang / 1933

Herausgeber: Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg

Luther

Vierteljahrschrift der
Luthergesellschaft



Chr. Kaiser / Verlag / München

Gd 843

Inhalt des Jahrgangs 1933

Aufsätze:

Das pädagogische Problem im Lichte Luthers. Von Studiendirektor Lic. Martin Doerne-Lückendorf	59
Das Wort Gottes bei Luther. Von Prof. D. Heinrich Bornkamm-Gießen	52
Luther als Übersetzer. Von Prof. D. Dr. Gustav Bebermeyer-Tübingen	94
Luthers liturgisches Handeln in seiner Bedeutung für die Gegenwart. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Samburg	54
Luthers Schriften für jedermann. Von Oberkonsistorialrat D. I. F. Niethammer	89
✗ Luthers Wort in unserer Zeit. Festpredigt am 10. März 1933. Von Prof. D. Dr. Hermann Wolfgang Beyer-Greifswald	65
✗ Luther und die deutsche Gegenwart. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Samburg	116
✓ Luther und die Theologie des Politischen. Von Prof. D. Paul Althaus-Erlangen	49
Luther und Luthertum. Von Prof. Andreas Walther-Samburg	111
über Martin Luthers Vorfahren. Von Prof. D. Dr. Johannes Luther-Greifswald	73
Wie sah die Stadt Wittenberg zu Luthers Lebzeiten aus? Von Sanitätsrat Dr. Gottfried Krüger-Lutherstadt Wittenberg	13
Wie sah Luther aus? Von Generalsuperintendent D. Theodor Knolle-Samburg	83

Luther-Worte und Übertragungen:

Der Staat in Luthers Verkündigung III und IV. Eine Sammlung von Kernworten aus Luthers deutschen Schriften. Von Pastor Johannes Meinhold-Cuxhaven	1 u. 33
Luthers Fastenpredigten 1534 I. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle, Generalsuperintendent a. D., Samburg	97

Bücherschau:

Buchwald Georg: Mit Luther	132
Heft 1: Advent und Weihnacht	
Heft 2: Passion und Ostern	
(in Luthers Geist und mit Luthers Wort)	
Selbig Georg: Martin Luther. Theologie des Kreuzes. Die religiösen Schriften	131
Sürlimann Martin: Martin Luther, dargestellt von seinen Freunden und Zeitgenossen	129
Mix Gustav: Martin Luther erzählt sein Leben	130
Thiel Rudolf: Luther von 1483 bis 1522	127
Thulin Oscar: Die Lutherstadt Wittenberg und Torgau	64
Vogelsang Erich: Luthers Werk in Auswahl. Der junge Luther	131

Abbildungen:

Ansicht Wittenbergs von Westen 1627	} 3w. 16 u. 17
Ansicht der Schloßkirche 1509	
Gesamtansicht Wittenbergs von der Elbseite 1546	
Hof der Wittenberger Universität	
Lutherbilder von Lucas Cranach:	
Luther als Mönch 1520	80
Luther als Professor 1521	65
Luther als Ritter 1521	} 3w. 80 u. 81
Luther als Neuvermählter 1525	
(nach den Originalen der Lutherhalle in Wittenberg)	
Luthers Familienwappen (aus dem Privatbesitz von Prof. D. Dr. Johannes Luther)	81

Der Staat in Luthers Verkündigung

Eine Sammlung von Kernworten aus Luthers deutschen Schriften *)

Von Johannes Meinhold-Luxhagen

(Fortsetzung)

III. Die Oberherren.

1. Gottes Befehl. Des Standes Größe.

„Es ist Gottes Wille: das weltliche Schwert und Recht handhaben zur Strafe der Bösen und zu Schutze der Frommen.“ (1), 248. V. weltl. Obrigkeit II, 195.)

„Wenn ein Richter sein Amt tut und schlägt einem den Kopf ab, das ist eben so ein gutes Werk wie predigen.“ (Prd. 8. Okt. 1531. Buchwald, II, 530.)

„Er kann seine Augen aufrichten zu Gott und sprechen: Lieber Herr, ich töte den Menschen nicht gerne, denn vor deinen Augen bin ich nicht frömmer denn er . . . Aber es ist dein Wille und Befehl, daß die öffentlichen Übeltäter gestraft werden. . . . Ja, Herr, du tust es selbst; denn es ist ja dein Befehl.“ (16, 474. 2. Mose 19 u. 20, 10 Gebote, 1529. IV, 545.)

„Wie ein Räuber sündigt, wenn er mordet, dem solches verboten ist, also sündigt der Richter, wenn er nicht tötet, dem zu töten befohlen ist.“ (Zochzeits-Predigt; Ebräer 13, 4, 1531. V, 346.)

(Vgl. 6, 267. S. v. guten Werken, I, 285; 7, 583 Magnifikat, I, 466 u. v. a. Stellen.)

„Lieber, es ist nicht zu scherzen mit Er Omnes. Darum hat Gott Oberkeit wollen haben; daß es ordentlich zuginge in der Welt.“ (18, 88. Wider die himmlischen Propheten, 1525, III, 52.)

„Der Esel will Schläge haben, und der Pöbel will mit Gewalt regiert sein. Das wußte Gott gar wohl; darum gab er der Oberkeit nicht einen Fuchschwanz, sondern ein Schwert in die Hand.“ (18, 394. S. v. h. Büchl. III, 154.)

*) Die Stellen sind so angegeben, daß vor der Schrift die Weimarer Ausgabe und hinter der Schrift und der Jahreszahl die Jenenser Ausgabe berücksichtigt ist.

„Ein Fürst und Herr muß hier denken, wie er Gottes Amtmann und seines Jorns Diener ist.“ (18, 360. W. d. Bauern III, 130.)

„Wer ein Oberkeit hat, der laß sein Werk sein die Sorgfältigkeit . . . und denk nur, wie er denen nützlich sei, die unter ihm sind. Da bleibe er auf und laß sich nicht davon reißen, wenn gleich der Himmel für ihm aufstände, noch davon jagen, wenn gleich die Hölle ihm nachliefe. Das ist die richtige Strafe, die ihn zum Himmel trägt.“ (6, 264. S. v. g. W. I, 284.)

„Darum, lieben Herrn, löset hier, rettet hier, helfst hier, erbarmt euch der armen Leute! Steche, schlage, wüрге hier, wer da kann. Bleibst du drüber tot, wohl dir! Seliglicheren Tod kannst du nimmermehr überkommen“ u. s. w. (18, 361. Wider die aufrühr. Bauern. 1525, III, 131.)

„Der ganzen Stadt Gut, Ehre, Leib und Leben ist ihnen zu treuer Hand befohlen.“ (An die Ratsheeren, 1524. 15, 43, II, 462.)

„So wird denn ihr Regiment und Werk alles eitel Gottesdienst und angenehm Opfer.“ (Summa christl. Lebens; 1. Tim. 1. 1533, VI, 39.)

„Sie sollen mit ihrem Amt, das sie führen, ebensowohl heilig und Gott angenehm sein als die Priester.“ (23, 663. Sacharja 14, 1528. IV, 333.)

Ein treuer, frommer Fürst „schafft eine neue Welt und baut nicht ein vergängliches, elendes Haus, sondern ein ewiges, schönes Paradies, da Gott selbst gern inne wohnt . . . Darum ist kein Goldberg noch Silberberg in einem Lande diesem Schatz zu vergleichen . . . Er mag wohl ihr aller Vater heißen“, . . . pater patriae, Landvater und Heiland. . . . Was ist die gleißende Liebe der hl. Elisabeth „gegen diese göttliche Tugend, da ein Fürst wohl ohn Unterlaß größer und mehr Dienst tut allen, die arm sind . . . ! Nach dem Evangelio oder geistlichen Amt ist auf Erden kein besser Kleinod, kein größer Schatz, kein reicher Almosen, kein schöner Stift, kein feiner Gut denn Oberkeit, die das Recht schaffet und hält. Dieselbigen heißen billig Götter. . . . Sie sollen mit Gott göttlicher Majestät teilhaftig sein und ihm helfen, eitel göttliche, übermenschliche Werke tun.“ (31, I, 199 ff. Ps. 82, 1530. V, 71 f.)

Vgl. den wundervollen Trostbrief von der Koburg an Kurfürst Johann, 20. Mai 1530: „Gott selbst E. K. F. G. täglicher Gast und Mündlin“ u. s. w. (K. Buchwald II, 80.)

„Lieber, da muß ein Herz sein, das neun Herzen wert ist; da muß auch Treue sein, die über alle Treue geht!“ (31, I, 205 ff. Psalm 82. 1530. V, 73 ff.)

2. Der Segen eines feinen Regiments.

„Gott will der Welt Regiment lassen sein ein Fürbild der rechten Seligkeit und seines Himmelreichs, gleichviel wie ein Gaukelspiel und Larven, darin er seine großen Heiligen laufen läßt, einen besser denn den andern.“ (51, 24). Psalm 101. 1534. VI, 159.)

„Weltlich Regiment ist ein lauter bloße, gnädige Gottesgabe und Güte, die kein Mensch erlangen noch erhalten mag durch seine Witze und Kraft . . . Daß nicht immer ohn Unterlaß eitel Krieg, Unfriede, Teurung, Blutvergießen, Aufruhr, Mord und Jammer ist in Landen, Städten, Dörfern, und allerlei Handwerk, Handel und Stände der Nahrung bleiben, das ist eben so ein großes Wunder und Gewalt Gottes, als daß er aus nichts die Welt gemacht hat und noch erhält täglich. Denn die Welt ist voller Teufel.“ (31, I, 82, 78. Psalm 118. 1530. V, 83 f.)

Vögel und Tiere, die diesen Schutz nicht haben, könnten zu den Menschen sagen: „Ihr seid eitel Götter gegen uns! Weh eurer Undankbarkeit!“ usw. (30, II, 555 f. Predigt, Kinder zur Schule. 1530. V, 177.)

3. Gefährlicher Stand!

„Ein jeglicher lerne, wie schrecklich es sei, zu regieren und obenan zu sitzen!“ (6, 467. An den Adel, 1520. I, 347.)

„Der Überstand in allen seinen Werken ist allzeit fährlicher als der Unterstand, und wo sich der Unterstand einmal fürchten soll, da muß sich der Überstand zehnmal fürchten.“ (6, 70. S. v. Bann, 1520. I, 242.)

„An eines solchen großen Fürsten Person liegt so vieler Leut Heil, so er, ihm selbst genommen, von Gott gnädig regiert wird, wiederum vieler Verderben, so er, ihm selbst gelassen, ungnädig regiert wird.“ — „Dieweil sie Menschen nicht haben zu fürchten, umso mehr not ist allen Oberherren, daß sie Gott vor andern mehr fürchten!“ (7, 544—604. Einltg. und Schluß des herrlichen Magnifikat. I, 450, 474.)

„O, wie seltsam Wiltpret wird um dieser Sachen willen ein Herr und Oberherr im Himmel sein!“ (An den Adel, und sonst häufig.)

„Eitel Perlin und Demant sind sie unter dem andern großen Saufen.“ (45, 583. Joh. 14. 1538. VII, 103.)

„Fast alle Königreiche sind aus Gottes Ordnung, . . . ein starker Raub Nimrods.“ (10, II, 233. An Heinrich VIII. 1522. II, 135.)

„Psalm 76 nennt sie Raubeberge . . . Was sind große Kaisertümer anders denn große Räuberei! Aber Gott braucht dennoch alles ihres Frevels, daß er dadurch strafe, welche er will.“ (19, 370. Sabakuf 1. 1526. III, 258.)

4. Sünden der Oberherrn.

Wie redet Luther, der „Fürstentknecht“, in Wirklichkeit mit den Fürsten?

Man lese seine Ermahnung auf die 12 Artikel der Bauerschaft, 1525: „Ihr, ihr seid die Ursach solches Unrats, . . . solchs Jorns Gottes“ mit eurem Schinden, Schätzen, Pracht und Hochmut. Eure „Sicherheit und verstockte Vermessenheit wird euch den Hals brechen!“ . . . „Ihr müßt anders werden und Gottes Wort weichen“ . . . „Gott will und wird euch schlagen.“ . . . „Es sind nicht die Bauern, die sich wider euch setzen. Gott ist selber, der setzt sich wider euch, heimzuzsuchen euer Wütere!“ . . . (18, 293 ff. III, 118 f.) Vgl. 18, 393 und unzählige ganze Schriften, besonders „Wider Hans Worst, 1541“.

Die „großen Hansen“, Herzog Georg, Heinz von Braunschweig u. v. a. haben ihn deshalb immer wieder „aufrührisch, aufrührisch“ gescholten. Wie versteht er daher die Angst Jonas, dessen Buch er 1526 auslegt: „Wie groß und wundermächtig ist Gott, der hier einen einzelnen Mann sendet zu dem allermächtigsten König und größten Reich dazumal auf Erden“. — „Habens doch die großen Herren so trefflich ungern, so man sie schilt und straft, und wollen schlechts ungestraft sein.“ (19, 185 f.; 195. III, 219.)

Auch Sabakuf „rühret die großen Hansen und Obersten im Lande und wagets fähelich gnug mit seinem Predigen und Schelten, daß er die Gewaltigen so antastet. Er sollte auch wohl aufrührerisch verdammt worden sein . . . denn das pflegt man aufrührerisch zu heißen, wenn man die Herren mit Gottes Wort so straft . . .“ usw. (19, 359, Sabakuf. 1526. III, 253.)

„Was suche ich rüssichter Aschenprödel zu Königs- und Fürstenhöfen? — da ich doch weiß, daß der Teufel obenan sitzt, und sein höchster Tron ist. — Komm wieder, lieber Luther, und suche noch eins Johannes den Täufer in der Könige Höfen!“ (23, 31 ff. An Heinrich VIII. 1527.)

„Gottesräuber und Himmelsaufrührer“,

verdammte Ehebrecher und brünstige Surentreiber nennt Luther die Heiße und Heiße wegen ihres Hasses gegen das Evangelium. (51, 535, W. S. Worst, VII, 433.)

„Das sind keine ordentlichen Oberherrn oder Landesfürsten, sondern Tyrannen, die aus ihrer ordentlichen Gewalt treten und fremder und verbotener Macht sich unterwinden . . . Aufrühr! Crimen laesae majestatis“ (divinae). (38, 111). Verantwortung der aufgelegten Aufrühr, 1533. VI, 10.)

„Gott hat den Himmel dem Herrn gegeben, aber das Erdreich den Menschenkindern. Der Himmel oder Himmelreich gehet nicht zu Lehen vom Kaiser, und Gott kann nicht des Kaisers Lehenmann sein, sondern der Kaiser soll und muß Gottes Lehenmann heißen. Gott hat dem Kaiser gnug befohlen, mehr als er ausrichten kann, nämlich das Erdreich, das ist Leib und Gut. Da hat sein Amt ein Ende. Greift er darüber auch in Gottes Reich, so raubet er Gott das Seine, das heißt sacrilegium, Gottes Dieberei, rapina divinitatis“ (Phil. 2.) (51, 534. Wider Hans Worst, 1541). VII, 433.)

„Der Kaiser soll und muß herunter in die andere Tafel, ins vierte Gebot. Höher kann er nicht, der Teufel führet ihn denn.“ (Ebd. 51, 558. VII, 440.)

Gott läßt die Fürsten (Ps. 82, 6) Götter sein und heißen; aber das duldet er nicht, daß sie sich überheben, trotzten und pochen auf solche ihre Gewalt. Sie wollen so gern freie Götter sein ohn allen Gott und über allen Gott. Aber er will sie nicht Götter lassen sein über Gott selbst, sondern „er will Obergott bleiben, ein Richter über alle Götter“. (31, I, 19). Psalm 82, V, 68 ff.)

Die Tyranei.

„Bluthunde können nicht ruhn, bis sie sich gerochen und ihren Zorn gebüßt haben, bis sie Land und Leute in Jammer und Unglück führen.“ (32, 330. Matth. 5, 9. 1532. V, 381.)

„Nu ist ja nicht die Länge erträglich, so zu schätzen und zu schinden. Was hilfs, wenn eines Bauern Acker soviel Gulden als Halme und Körner trüge, so die Oberkeit nur desto mehr nähme und ihren Pracht damit immer größer machte und das Gut so hinschleudert mit Kleiden, Fressen, Saufen, Bauen u. dgl., als wäre es Spreu“ . . . (18, 299. Vermahnung 1525. III, 120.)

„Den wütigen, rasenden und unsinnigen Tyrannen, die auch nach der Schlacht nicht mögen Bluts satt werden, . . . solchen Bluthunden, . . . Rangen und Säuen will ich nicht schreiben. Die Schrift nennt solche Leute Bestien, das ist wilde Tier, als da sind Wölfe, Säue, Bären und Löwen; so will ich sie auch nicht zu Menschen machen. — Würden die Bauern Herren, so würde der Teufel Abt werden. Würden aber solche Tyrannen Herren, so würde seine Mutter Abtissin werden“ . . . „Es wäre schade, daß sie sollten von den Bauern ermordet werden; das wäre ein Fuchschwanz: Höllisch Feuer, Zittern und Zähneklappen in der Hölle wird ihr Lohn sein ewiglich, wo sie nicht Buße tun.“ (18, 400 f. Sendbr. v. harten Büchl. III, 158.)

Nach dem Bauernkriege: „Es ist nur ein Fuchschwanz gewesen“ . . . es könnte leicht „die eiserne Rute hernach folgen.“ (19, 443. Bedenken, wie jetziger Aufruhr zu stillen. 1525. III, 182.)

Vgl. den Spott Luthers über die hasenherzige Rittermäßigkeit der verzagten Scharrhänse (3. B. 19, 224, II, 233 [Jona] und 31, I, 80, V, 83 [Ps. 118]): „Sie wollen Gott versuchen um einen neuen Aufruhr“ . . . „Kommt einer, der den Baum schüttelt, so sollen mir die Scharrhänslein gar weidlich herunterporzeln; denn sie sind ausdermaßen reife.“

Sie wollen Gott nicht fürchten und keine Buße tun, „die Wüteriche, . . . sondern nur wie die wilden Wölfe dem bösen zornigen Willen nach das Mütlin gekühet und sich aufs allergreulichste gerochen! . . . Darum ist nicht vergeblich, daß der Adel gemeiniglich Löwen, Bären, Wölfe und andere wilde Tiere im Schilde führt. Es bedeutet ihre Art“ . . . „Die erste Sünde, der Übermut, an den Leuten begangen, tut wehe menschlichen Herzen, aber dem Propheten wie allen Heiligen tut viel weher die andere Sünde, die Lästerung, so sie an Gott begehen.“ (19, 367 f.; 374. Sabakuf, 1526. III, 233, 257 ff.)

Mit grausiger Gewalt malt es die Sabakufauslegung mit zwei Bildern vom Fischer und vom Säufer aus, wie die Tyrannen sich unersättlich mästen und sattsaufen an Gut und Blut, Land und Leuten, die den „armen Würmlin“, den Fischen gleichen, wehrlos allem Fang-Gerüst, „Angel, Netz, Garn, Körben und Reusen“ ausgeliefert. Und Gott wehrt den Tyrannen nicht, sondern läßt sie so voll werden, daß sie speien müssen und seinen Taumelkelch trinken, da er selbst der Schenk ist; so mästet er sich seine großen Tiere —

zur Schlachtbank! „Gott ist ein großer Koch und hat auch eine große Küche, darum mästet er sich solche großen Tier!“ (19, 381 ff., 417 ff., III, 263, 277 ff.)

„Gott läßt die Hoffärtigen groß und mächtig sich erheben. Er zeucht seine Kraft heraus und läßt sie nur von eigener Kraft sich aufblasen. Denn wo Menschenkraft eingeht, da geht Gottes Kraft aus. Wenn nun die Blase voll ist, und jedermann meint, sie liegen oben, haben gewonnen, und sie selbst nun auch sicher sind und habens ans Ende bracht, so sticht Gott ein Loch in die Blase; so ist's gar aus.“ (7. 586. Magnifikat. I, 467.)

Schlaffes Regiment

ist nicht minder strafbar. Selbst die sächsischen Kurfürsten schilt Luther, weil sie, beirrt durch die weichliche Mönchslehre, „mit ihrem Weichsein und durch die Finger sehen das Land voller Buben“ machen. „Siehe Gott an, der doch der Allergütigste und Barmherzigste ist, welcher ein ernst und gestreng Gesetz und Recht hat er gegeben!“ — „Dr. S. Schurf, der vornehmsten und besten Juristen einer, und dazu ein Christ, ist noch nicht soweit gekommen, daß er einen Übeltäter mit gutem Gewissen könnte zum Tode verdammen und übers Blut Urteil sprechen.“ (Tischrede Nr. 2910a.)

Das Schwert der Obrigkeit ist „Gottes Schwert und Schneide“. — „Der Türke weiß damit umzugehn. Er gebietet nicht lange, sondern, wenn er geboten hat und jemand einmal übertritt, flugs den Kopf ab. Darum ist in seinem Regiment nicht soviel Mutwillens unter Bürgern, Bauern, Knechten und Gesinde wie bei uns. Bei uns wird es kaum noch zu einem rechten Regiment und Ordnung kommen, sondern sich so hinsiecken bis an den jüngsten Tag.“ (Pred. 13. Nov. 1530. Hauspostille, Buchw. II, 22 f.)

„Wo ein Fürst nicht ein halber Teufel ist, sondern mit der Sänft regieren will, da . . . kommen die größten Schälke und Bösewichter ins Regiment und in die Ämter usw.“ (30, III, 297. Warnung an s. l. Deutschen, 1531. V, 299.)

Im Psalm 101 (1534 ausgelegt) lobt Luther David, der ein „mißträuiger König wird gewesen sein! Wie genau wird er alle Wort und Werk seines Gesindes haben müssen bedenken, und dennoch ein gnädiger, demütiger, freundlicher, tröstlicher Herr blieben ist“. (51, 248 ff., 263, VI, 152 ff. 170 usw.) — Wie fährt Luther hier ab mit den „Schelagen und Schalksgesichtern“ bei Jose, dem „untüchtig faulfressigen Unziefer“, den „sumsenden Hummeln“, die

keinen Honig machen, den „Jugendreschern und Wäschern“, „feinen Käzlin, die vorne lecken und hinten kratzen“, „Junker Faulwitz und Neidhart“, die in „Hoffahrt und Hofestolz“ . . . „Hofe-Ehre“ suchen, „Hofemühe“ scheuen. „Hofegaul und Hofemaul ist gut sein, aber Hof-Esel zu sein, ist Mühe, Arbeit, Unlust und Überdruß“ usw. (Bitte in Psalm 101 nachzulesen!) (Vgl. Sermon v. guten Werken, 6, 260, I, 282.) Hierhin fällt auch die Nachsicht der Fürsten gegen den „unadligen Scharradel“ (Ps. 101, Einltg.), die (adligen) „Straßenräuber und Strauchdiebe“, aber auch gegen die wuchernden Gesellschaften der Kaufherren. Die Fürsten „haben Kopf und Teil dran; schlechte Diebe liegen in Türmen und Stöcken, aber öffentliche Diebe gehen in Gold und Seiden“. „Darum wird auch Gott Fürsten und Kaufleute, einen Dieb mit dem andern, ineinander schmelzen wie Blei und Erz.“ (15, 3) 13. Von Kaufhandlung. II, 478 f.) (Wie Luther dabei dem lieben Adel gerecht wird, siehe z. B. Predigt, Kinder zur Schulen zu halten, 1530. 30, II, 571 f. V, 180.)

Besonders auch im Fall des Aufruhrs „versündigt sich ein Fürst und Herr vor Gott ebenso hoch, wo er nicht wehrt und straft und sein Amt nicht vollführt, als wenn einer mordet, dem das Schwert nicht befohlen ist. Er wird schuld an allem Mord und übel, das solche Buben begehen.“ (W. d. Bauern.) (Vgl. auch die häufige Klage Luthers, daß man, statt den faulkräftigen Bettlern Meister Hansen sein Almosen geben zu lassen mit dem Strange und Sack, die Galgen so gar vergeblich an die Straßen setzt und feiern läßt. Gerade die Pflege der wirklich Armen erfordert strengste Zucht gegen die, die nicht zu nähren oder zu wehren, sondern nur zu zehren gewillt sind.)

5. Gottes Strafe für schlechte Oberherren.

„Gott ist abenteuerlich in den Höhen. Er machts mit Königreichen, wie er will.“ (Vorrede zu Daniel, 1530. V, 2.)

„Nicht die Untertanen, sondern die Obrigkeit sucht Aufruhr und richtet ihn an“, wenn sie ihr Amt mißbraucht, Gott in sein Regiment greift und Gott gleich sein will, „darum wird er ihnen Aufruhr genug geben in ihrem Lande und also in ihr Regiment greifen, daß sie müssen zu scheitern gehn“. (Aufs Mandat des Bischofs zu Meißen, 1528; III, 569; vgl. 1. Kor. 15; 1534. VI, 255): „Weil sie dem Evangelium die Schuld an Aufruhr und Empörung geben, so sollen sie es ja so haben: Aufruhr und Empörung genug kriegen!“

„Nicht über Menschen, sondern über Säu und Lunde sollten solche Leute regieren.“ (15, 35 f. An die Ratsherrn, 1524. II, 463.)

„Gott will sie erstlich mit Gnaden gestraft haben, wenn sie böse Schälke sind“ (durch sein Wort), „zum andern mit Zorn. Da strafft Gott selbst und stößt die Gewaltigen vom Stuhl.“ (Brief an Dr. Brück, 1536. VI, 385.)

Sie selber schaffen ihre „heimliche Hilfe“ hinweg mit ihrem „Undank und Verfolgung wider sein Wort und die Christen“; so geschieht es, daß „sie hinwegkommen und nicht mehr beten, daß es muß einmal ein Ende haben. Da tut auch Gott Finger vor die Augen und läßt sie selbst gehen, wie es geht. Da liegt denn Fürst, Bürgermeister, Pöbel und alles über einen Haufen, wie ein alt Haus übereinander fällt; daß man sehe, wie die Welt selbst regieren kann, und wie wohl es steht, wenn Gott die Hand abzeucht und die Christen nicht mehr beten“. (45, 535. Joh. 14. 1538. VII, 79.) (Vgl. Sacharja 3. 1528. 23, 551, IV, 274: „Da hat der Teufel den Zaum los!“)

„Es ist die höchste Ungnade und Strafe, wo Gott sich entzeucht und die Welt nicht strafft“ (24, 165. 1. Mose 6. IV, 50), „wenn er schlechts schweiget!“ (19, 381. Sabakuf 1. 1526. III, 262.)

Wenn es ganz „übermacht“ ist und „die Bosheit ganz greulich“ wird, so „ist keine Strafe genug denn allein der göttliche Zorn ohne alles Mittel“. — „Ein ander Mann ist's, der das Rädle treibt! Es muß ohn Hand und allein mit dem Mund verstöret werden.“ (8, 679, 685. „Sich vor Aufruhr zu hüten“ 1522. II, 48.) („Er schlägt nicht mit Knütteln unter sie, sondern läßt sie Buben bleiben“) (Kirchenpostille).

„Das muß aber alles im Glauben ausgewartet werden; denn er zerstört die Gewaltigen so bald nicht, als sie es verdienen, läßt ein Weil sie gehen, bis daß ihr Gewalt aufs höchste und letzte kommt, so hält sie denn Gott nicht, so (ver)mag sie sich selbst auch nicht (zu) halten; so vergeht sie in ihr selbst, ohn alles Kumoren und Brechen, und kommen dann empor die Verdrukten, auch ohn alles Kumor. Denn Gottes Kraft ist in ihnen; die bleibt denn allein, wenn jene unter ist. — Merk aber, sie (Maria) spricht nicht, daß er die Stühle zerbreche, sondern wirft die Gewaltigen heraus. Denn dieweil die Welt stehet, muß Oberkeit, Regiment, Gewalt und die Stühle bleiben; aber, daß sie derselben übel und wider Gott brauchen, . . . das leidet er nicht lange.“ (7, 589 f. Magnifikat; 1521. I, 469.)

„Das Volk muß Oberkeit haben und unterliegen, wie das Ross einem Herrn. Nu liegt Gott nicht viel dran, wenn seine Oberkeit und Herr böse Buben sind, daß ein anderer Herr komme und stoße den ab, Gott gebe, er sei frömmer oder ja so böse . . . Gottes Strafe ist da fast wie ein Spiel . . ., gerade als sei die ganze Welt mit ihrer Oberkeit Gottes Tornyre und Reiterei, da sichs untereinander sticht und bricht, und gilt nicht mehr, denn: wer da liegt, der liegt, wer da sitzt, der sitzt. . . Das Schwert muß sein, gleich wie Essen und Trinken. Aber Gott nimmts immer einem nach dem andern aus der Faust und gibts einem andern um seines Mißbrauchs willen. Also bleibt denn immer das Schwert und Oberkeit in der Welt, aber die Personen, so in der Oberkeit sitzen, müssen sich immer überporzeln und -taumeln, darnach sie verdienen.“ (19, 360. Sabakuf. 1526. III, 254.)

6. Gottes Barmherzigkeit gegen gehorsame Fürsten.

„Ein frommer Fürst ist . . . ein solch gemarterter und elender Mensch, daß seins gleichen in keinem Kloster ist“ (32, 512. Matth. 7. 1532. V, 472); daß man „billig für ihn beten soll!“ (51, 227. Psalm 101; VI, 151b.)

„Es muß ein Fürst sich des erwegen, daß sein (oder seiner Amtleut) Regiment mit Unrecht vermischt sei.“ (Bittschrift 1527. III, 435.) „Es ist nicht not, daß ein guter Schütz allwegen den Pfock oder Nagel treffe. Man muß den auch einen guten Schützen sein lassen, der nahe dabei oder das mehrmal ins Blatt schießt“; wenn die Oberkeit „es nur treulich und herzlich meint und nicht ihren Nutz sucht“, . . . „wird Gott an ihrem Jertum zufrieden sein und alles ins Vaterunser begraben, da wir sagen: Vergib uns unsere Schuld!“ (30, III, 223. Von Ehesachen, 1530. V, 247; vgl. die tröstliche Mahnung an den Kaufmann: „ich will die Gewissen nicht so fährlich gefangen noch so enge gesponnen haben“ . . . „Laß es ins Vaterunser fahren!“ [15, 297. Von Kaufhandlung, 1524. II, 472].)

„Wer einen bösen Pelz hat, wird nicht alle Löcher zuplexen, viel weniger allen neuen Löchern wehren können. Es bleibt wohl dabei: Wo ein ungesunder Leib ist, daß daselbst auch Blattern, Eiter und ander Unflat sei. Regiment aber ist ein solcher Bettler-Pelz und blatterichtes Kind, das die Bockeln und Masern hat.“ (51, 249. Psalm 101, 1534. VI, 163.)

(Vergleiche den herrlichen Schluß von Psalm 101: „Wer wohl regieren will oder soll, der wird den Teufel zu Bevattern haben müssen“. Aber Gott vergibt dem, der es redlich meint und bedeckt mit seiner Erbarmung alle Schäden seines Regiments. 51, 263 f. VI, 170.)

Darum sollen auch die Oberherrn barmherzig sein, soweit es ohne Schaden für das Volk sein kann.

„Es hat keinen Bestand, wo ein Volk seinen Herrn nicht liebt, sondern allein fürchten muß . . . Wen viele fürchten, der muß wiederum viele fürchten. . . . Es ist nicht gut, das gemeine Gebet und Geschrei auf sich zu laden.“ (18, 437 f. Schrift betr. Karelstadt. III, 106.)

„Die Welt wird nicht wohl regiert, wo man mit dem Kopf hindurch will unversunnen: Burdi, burdi! Nur hindurch! wie die Sau durch den Koben; es gerät nicht wohl, wie es jezund mit unsern tollen Fürsten geschieht.“ (16, 409. 2. Mose 19 u. 20, 1529. IV, 520; vgl. 6, 260, Sermon v. g. Werken I, 282, und die häufige Mahnung, sich der gefangenen Aufrührer zu erbarmen: 3. B. 18, 374. 399.)

„Ein Fürst muß die Bösen strafen, doch so, daß er nicht einen Löffel aufhebe und zertrete eine Schüssel und bringe um eines Schädels willen Land und Leute in Not und mache das Land voll Witwen und Waisen.“ (11, 276. V. w. O. II, 207; vgl. 7, 583; Magnifikat, 1521. I, 466.)

„Zuviel zerrisse den Sack auf beiden Seiten. Maß aber ist zu allen Dingen gut, und die Barmherzigkeit pranget wider das Gericht, Jak. 2, 13.“ (Bittschrift an Erzb. Albrecht für einen Aufrührer.)

7. Inbezug auf die Einzelpflichten, die Luther unermüdlich und umsichtig den Oberherrn aufs Gewissen legt, nenne ich hier nur einige besonders bezeichnende Fund-Stellen: These 20 der Disputation von 1539 (VII, 393): „Könige, Fürsten und Kaiser sind schuldig, zu wissen, was Kirche sei!“ 6, 258. I, 281: Verpflichtung zur Reformation („der Sach ein Einbruch zu machen“; S. v. guten Werken). 54, 292. VIII, 270: Wider das Papsttum zu Rom, 1545 (Zwang ad restitutionem). Förderung des Evangeliums durch Einsetzung gläubiger Pfarrer: 31, I, 199. Psalm 82, 1530. V, 69 ff. Einschreiten gegen die Winkelprediger: (Ebd. 31, I, 209. V, 75). Behandlung der Ketzer: 18, 87. Wider die himmlischen Propheten 18, 60 ff. III, 44 ff. 31, I, 207. Psalm 82. V, 74. Aber: 11, 269. V. weltl. Obr. II, 204. Die Juden: 53, 417 ff.

V. d. Jüden und ihren Lügen, 1543. VIII, 103 f. Heranbildung ehrbarer, wohlherzogener Bürger: Predigt, Kinder zur Schule zu halten, 1530; und an die Rats Herrn, 1524. 15, 35. Männer, die das Land braucht, „nicht gezogene oder gemachte, sondern geschaffene und von Gott getriebene Wunderleute, fürbündige geschickte Selden und Wunderleute, kann nur Gott schenken: 51, 207 ff. Psalm 101, 1544. VI, 141 ff. Aber für gute Juristen und fromme Gelehrte („Propheten, Priester, Engel und Seilande in des Kaisers Reich“) kann und muß die Obrigkeit sorgen. (30, II, 560. Rdr. 3. Schule.) Älteste soll sie ins Regiment berufen: 16, 408 f. 2. Mose 19 u. 20. IV, 519. Frisches Blut aus dem Volk muß ins Regiment hinein: 30, II, 575 ff. „Kinder zur Schule“: V, 181. „Die Schreibfeder muß Kaiserin bleiben, oder Gott wird uns ein anderes sehen lassen“: 30, II, 132. V. Krieg w. d. Türken, 1528. IV, 400. Von Hofleuten, großen Sansen, Wucherern und faulen Bettlern ist oben geredet. („Schlaffes Regiment.“) Fürsorge für Witwen und Waisen, Abtun des Fressens und Saufens, der Kleiderpracht und der gemeinen Frauenhäuser (durch zeitliches Zusammengeben der Knaben und Maidlin), Bestrafung der Mägdelschänder und vieles andere. Verheiratung ihrer eigenen Kinder mit „ziemlichen Bürgern“ aus dem Volk: 10, II, 157. W. d. falsch genannten Stand der Geistlichen, 1522. II, 128.

Zum Schluß des dritten Hauptteils noch zwei Worte:

„Im Predigtamt tuts Christus fast gar durch seinen Geist; aber im weltlichen Regiment muß man aus der Vernunft, daher auch die Rechte kommen sind, handeln; denn Gott hat der Vernunft unterworfen solch zeitlich Regiment und leiblich Wesen (Gen. 2) und nicht den heiligen Geist vom Himmel dazu gesandt.“ (30, II, 562. „Kinder zur Schulen.“ V, 178.)

„Verflucht und verdammt alles Leben, das ihm selbst zu Nutz und zu Gut gelebt und gesucht wird; verflucht alle Werk, die nicht in der Liebe gehen“ . . . „Ein Fürst muß hier mit Furcht fahren und sich weder auf tote Bücher noch auf lebendige Köpfe verlassen, sondern sich bloß an Gott halten, ihm in den Ehren liegen und bitten um rechten Verstand über alle Bücher und Meister, sein Untertanen weislich zu regieren. Er soll nicht denken: „Land und Leute sind mein; ich wills machen, wie mirs gefällt“, sondern: „Ich bin des Lands und der Leute; ich wills machen, wie es ihnen nutz und gut ist.“ (1523. 11, 271 ff. V. weltl. Obr. III, 206.)

Wie sah die Stadt Wittenberg zu Luthers Lebzeiten aus?

Von Gottfried Krüger - Lutherstadt Wittenberg

Für einen nachdenklichen Menschen, gleichviel ob er nun Historiker von Sach oder Geschichtsfreund aus Neigung ist, muß es eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein, daß er beim Betreten eines historisch bedeutungsvollen Ortes sich fragt: „Wie mag es wohl hier ausgesehen haben, als der große Mensch, der diesem Ort seine Bedeutung gab, hier lebte?“ Und so ist es für einen Wittenberger eine ortsgeschichtliche Forderung, sich vorzustellen, wie das Wittenberg ausah, das Luther gesehen hat, in dem er lebte und wirkte. — Man sollte meinen, daß dies gar keine Schwierigkeiten machen könnte, da bei der Fülle von Tinte und Druckerschwärze, die auf die Darstellung jenes denkwürdigen Zeitraums verwandt worden ist, doch sicher ausführliche Schilderungen jenes alten Wittenberg in großer Zahl vorhanden sein müßten. — Das ist aber ein Irrtum: Man hat über den Personen, den Ereignissen und Verhältnissen die Vertlichkeit zu kurz kommen lassen. — Und wenn man Äußerungen über Wittenberg findet, so sind sie meist nicht gerade Lobeserhebungen. So nennt Melancthon in einem Brief an Camerarius Wittenberg „einen Flecken, der keine Häuser, sondern nur Häuschen, schlechte Dorfhütten enthalte, die aus Leimen (Lehm) beständen und mit Heu und Stroh gedeckt wären“. Luther wird noch gröber, er schimpft: „Es ist hie zu Wittenberg nicht mehr denn eine Schindleiche, wir sitzen hier zu Wittenberg wie in einem Schindlande“. Er muß sehr ärgerlich gewesen sein, als er dies schrieb, denn ein ander Mal äußert er sich sanfter: „Unser Land gar sandig ist und anders nichts, denn eitel Steine, denn es ist nicht ein fettes Erdreich“; und fährt dann fort: „Dennoch gibt uns Gott aus diesen Steinen guten Wein und köstliches Korn, aber weil das Wunderwerk täglich geschieht, so verachten wir es“. — Herzog Georg, sein religiöser Gegner, nennt es ein Loch: „daß ein einzelner Mönch aus einem Loch solche Reformation soll fürnehmen, sey nicht zu leyden“. — Und in derselben Gesinnung geschrieben ist ein Brief vom Jahre 1523, den Johann Dietenberg an Johann Cochläus schickt. In dem heißt es: „Das arme elende

lothige Städtchen Wittenberg, gegen Prag kaum eine Stadt dreier Heller wert, ja nicht werth, daß sie soll in deutschem Land eine Stadt genannt werden, welche vor 20 Jahren Gelehrten und Ungelehrten unbekannt war, eine ungesunde, unliebliche Erde, ohne Weingärten, ohne Baumgärten, ohne fruchtbare Bäume, eine bäuerische Kammer, rauh, Frost halb, ohne Freid, ganz lothig. Was ist doch in Wittenberg, wenn das Schloß, Stift und Schule nit wären? Sähest ohne Zweifel nichts anderes da, denn lutherische d. i. lothige Häuser, unreine Gassen, alle Wege, Stege und Straßen voll Koths, ein barbarisch Volk, die keine andere denn bäuerische Händel treiben und dreihellerische Kaufmannschaft. Ihr Markt ist ohne Volk, Stadt ohne Bürger, Kleinbürgerliche Kleidung da, großer Mangel und Armut aller Einwohner“. Und dann der Schluß, der auch für den Unkundigen die Glaubwürdigkeit des Berichts schwer erschüttert, weil in ihm die tendenziöse Absicht der Schilderung zu deutlich hervortritt: „Soll nun diese unwerthe Stadt sich in solcher Hoffart, Stolz und Frevel erheben, daß sie vermeint, Neu-Rom zu werden oder einen neuen Glauben der Welt zu geben?“ Der Kundige kennt die beiden die in diesem Briefe ihre Gedanken austauschen. Cochläus, eigentlich Dr. Dobeneß aus Wendelstein, war einer der grimmigsten Feinde Luthers, der von 1521 bis 1550 fast alle Jahr eine Streitschrift gegen ihr herausbrachte, unter ihnen den „Lutherus septiceps“, und der Schreiber des Briefes, der Dominikaner Dietenberg, der spätere Generalinquisitor von Mainz und Köln, war sein getreuer Bundesgenosse. — Kein Wunder, daß er bei seiner Schilderung Wittenberg, die verhaßte Stadt, durch die grauen Gläser der Mißgunst betrachtet hat. — Im Gegensatz dazu kann man von einem andern Schriftsteller behaupten, daß er sich bei einer Darstellung aus Gründen der Kellame der rosenfarbenen Brille forcierten Wohlwollens bedient. Es ist dies der junge Docent der 1502 gegründeten Wittenberger Hochschule, der Magister nobilium artium Andreas Meinhardi oder Meinhard, der 1508, also ausgerechnet in dem Jahr, als Luther nach Wittenberg berufen wurde, ein höchst interessantes Buch in lateinischer Sprache herausgab, dessen mit dem Wort „Dialogus“ beginnender fast eine Seite langer Titel in deutscher Uebersetzung (stark abgekürzt) lautet: „Zwiegespräch, das die Lage, die Annehmlichkeit usw. der berühmten und hochherrlichen für gewöhnlich Wittenberg genannten Stadt Albiorene schildert“. Das Werkchen war als Werbeschrift für die neue Universität im Auftrag Pollichs von Meller-

stadt geschrieben, der damit seinem intimsten Feinde Conrad Wimpina in Frankfurt a. O. bei seinen Werbungen für seine ebenfalls neugegründete Hochschule starken Abtrag zu tun gedachte. Auch dieses Buch ist natürlich seinem ganzen Zweck nach tendenziös, es will Wittenberg von der vorteilhaftesten Seite zeigen, namentlich hinsichtlich seiner Universität und seiner Professoren. Aber es enthält doch nebenbei eine Menge Hinweise auf örtliche Verhältnisse und schildert sogar zum Schluß in Form eines Rundganges durch die Stadt die Straßen und öffentlichen Gebäude, die 1507/08 in Wittenberg vorhanden waren, und so kann es der mit den örtlichen Verhältnissen bereits Vertraute sehr gut zur Abrundung seines Stadtbildes benutzen. Das ist auch bei der nachfolgenden Schilderung vielfach geschehen.

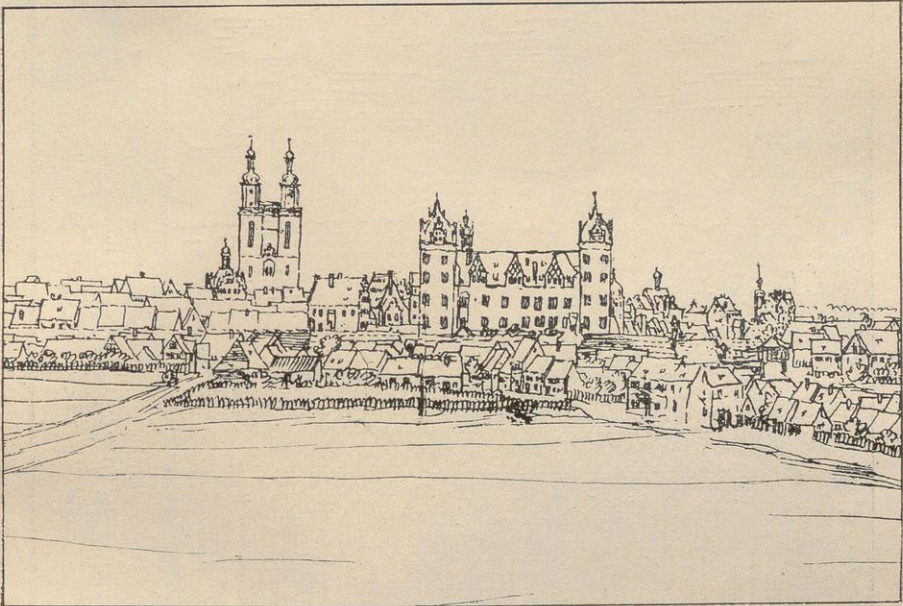
Wittenberg hatte in der kurzen Zeit seines Bestehens, seit der Mitte des 12. Jahrhunderts, eine verhältnismäßig schnelle Entwicklung durchgemacht, hauptsächlich infolge seiner Erhebung zur Residenz der Askanier durch Albrecht II. etwa ums Jahr 1206. Die Verleihung der Stadtrechte durch denselben Herrscher im Jahr 1295 war ein weiterer wichtiger Ansporn insofern, als nun die Bürgerschaft selber freie Hand bekam, ihr Gemeinwesen auszubauen. Und man muß es den braven Stadtvätern von damals lassen, daß sie sich vortrefflich darauf verstanden haben, den Besitz, die Gerechtsame und damit die Macht der Stadt allzeit zu mehren, sodaß sie beim Aussterben des kursächsischen Zweiges der Askanier im Jahr 1422 im Besitz fast der ganzen ursprünglich dem Fürstenhaus gehörigen umliegenden Feldmarken und fast aller fürstlichen Regale (hohe und niedere Gerichtsbarkeit, Stättegeld, Münzrecht, Geleitsfreiheit usw.) waren.

Mit dem Uebergang an die Wettiner 1423 trat insofern ein gewisser Bedeutungschwund und damit ein Stillstand in der Weiterentwicklung ein, als die vier ersten Herrscher dieses Hauses Friedrich der Streitbare, Friedrich der Sanftmütige und dessen Söhne Ernst und Albrecht, die gemeinsam regierten, keine Neigung hatten, Wittenberg als Residenz zu benutzen, sondern lieber in ihren schönen wettinischen Schlössern blieben. — Das wurde erst anders, als nach der Leipziger Teilung der sächsischen Lande 1485 und dem Tode seines Vaters Ernst (1486) Friedrich der Weise Kursachsen erhielt und den Entschluß faßte, Wittenberg, an dessen Besitz die Kurwürde gebunden war, auch äußerlich zu einer würdigen Hauptstadt seines Kurfürstentums

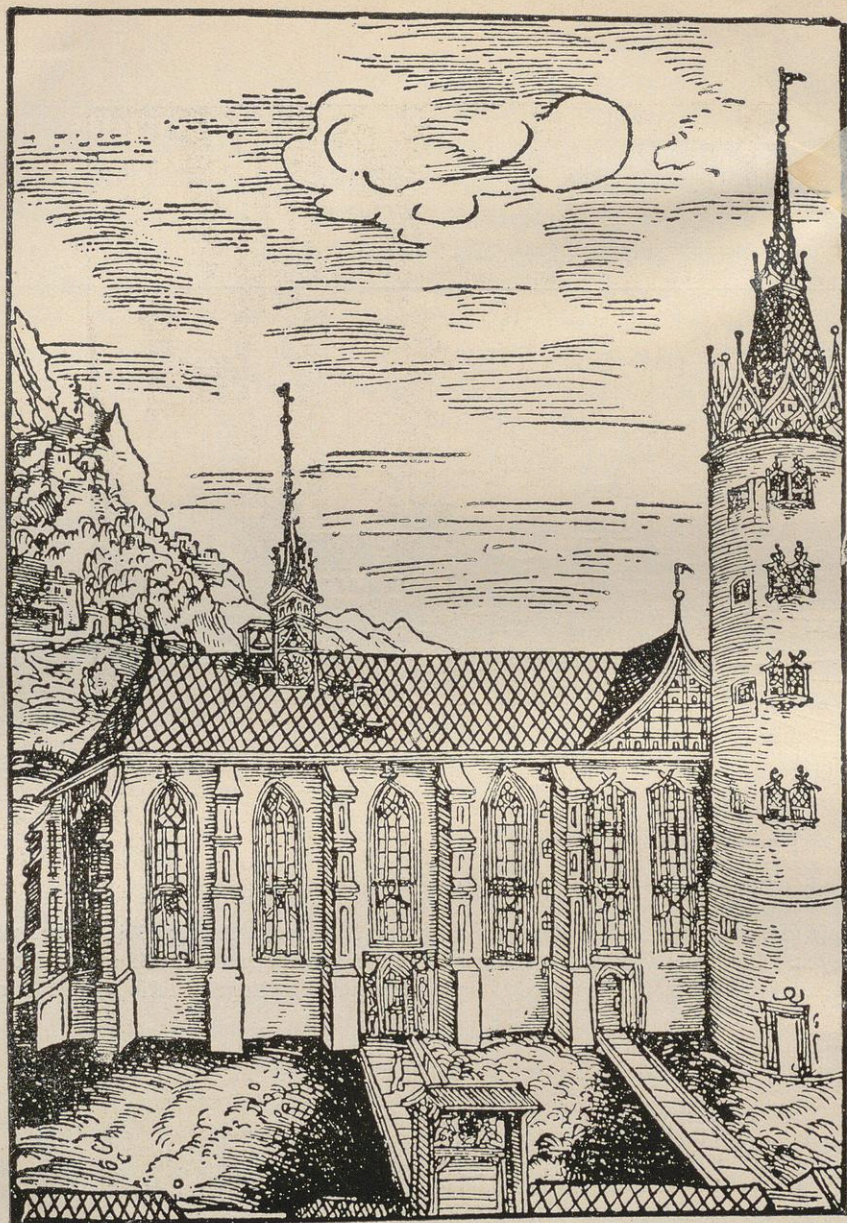
auszugestalten. Am bedeutungsvollsten aber, auch im rein örtlichen Sinn, war die Errichtung der neuen Universität im Jahre 1502.

Ein weiteres Moment, das auf die Gestaltung des Stadtbildes den größten Einfluß ausgeübt hat, war der Umstand, daß Wittenberg schon frühzeitig eine befestigte Stadt wurde. Bereits 15 Jahre nach der Verleihung der Stadtrechte, 1506, schloß Wittenberg mit Alten und Herzberg ein Schutz- und Trutzbündnis, und 1525 kam das Städtebündnis mit Zerbst und Köthen hinzu. Voraussetzung oder Folge dieser Verträge war die Sicherung der eigenen Stadt durch eine steinerne Mauer mit hölzerner Brustwehr, wofür die Liste von 72 Bürgern, die die Mauerwache hatten, aus dem Jahr 1532 als urkundlicher Beleg dienen kann. 1409 kam zum ersten Mal ein Wall hinzu, gerade rechtzeitig, um die eigentliche Stadt vor der Zerstörung durch die Hussitenschwärme zu schützen. 1450 macht sich die Anlage eines Wallgrabens rings um die Mauern herum nötig. So war Wittenberg durch die Verhältnisse zu einer für die damalige Kriegskunst bereits recht starken Festung geworden.

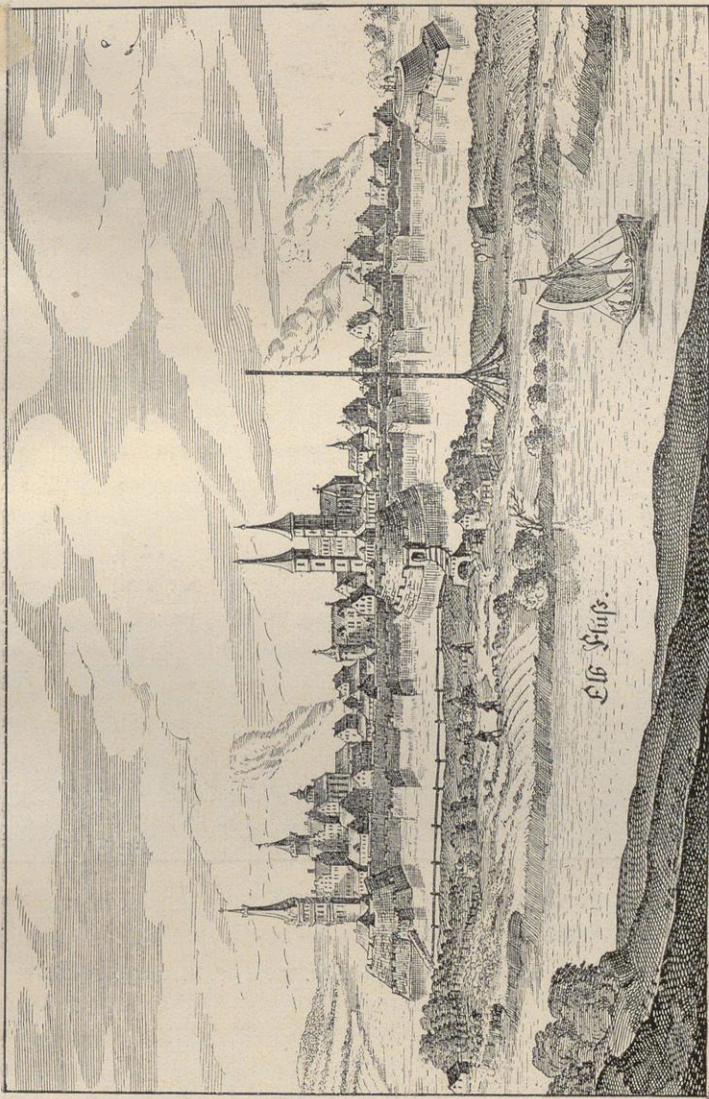
Aus dieser Tatsache ergab sich nun wieder die Notwendigkeit, für den Fall einer Belagerung innerhalb der Mauern eine Mühle anzulegen. Das geschah vermutlich schon zur Zeit der ersten Stadtbefestigung unter Rudolf I. Es ist dies die kurfürstliche Amtsmühle in der Nähe des Schlosses, die heute noch, allerdings in veränderter Gestalt, an derselben Stelle steht. — Da aber eine treibende Wasserkraft in der Stadt nicht vorhanden war, mußte sie geschaffen werden, und das geschah in überaus umsichtiger Weise dadurch, daß man zwei bei Wittenberg in die Elbe mündende kleine Bäche umlegte und als Mühlbäche durch die Stadt leitete. Aus der von Straach kommenden wilden Piesteritz wurde bei der Neumühle ein besonderer Arm abgezweigt, der durch die heutige Schatzungsstraße, Grünstraße, Bachstraße um die Nordseite der Stadt herum und am Ostende der Judenstraße in die Stadt geführt wurde, der sogenannte „rische Bach“. Und auf der Ostseite der Stadt wurde der Abfluß des Abtsdorfer Mühlteiches, der bei „Stadt Dresden“ in die Elbe mündete, in Gestalt des „faulen Baches“ in der Gegend des Elstertores der jetzigen Mittelstraße zugeleitet. — Als man dann später den Stadtgraben aushob, mußten beide Bäche in hölzernen „Archen“, die auf hohen Holzböcken ruhten, über ihn hinweggeleitet werden. In der Stadt liefen sie offen durch die Straßen bis zu ihrer Vereinigung kurz vor der Stadtmühle. Es muß ein



Ausschnitt aus einer Dillich'schen Zeichnung von etwa 1627. Ansicht Wittenbergs von Westen. Die 1546 abgetragenen Türme der Stadtkirche und des Schlosses sind in anderer Form erneuert. Ganz rechts im Hintergrund das Augustinerkloster mit Turm



Ansicht der Schloßkirche 1509
Aus Cranachs „Zaigung des hochlobwürdigen Hailigthums . . .“



Gesamtansicht Wittenbergs von der Elbseite her 1546.
(Mit den pyramidenförmigen Spitzen der Stadtkirche)



Hof der Friedrich-Universität in Wittenberg
Semestertitel der Matrikel vom W.-S. 1644/45

Aus dem Werk „Das akademische Deutschland“. Verlag C. U. Weller, Berlin

eigenartiges, charakteristisches Straßenbild gewesen sein, diese verhältnismäßig tiefen, beide Hauptstraßen in ihrer ganzen Länge durchfließenden offenen Bäche! — und eine Gefahr für die bierfröhliche Studentenschaft dazu, die sich in mondlosen Nächten nicht vom Stadtdiener die Laterne vorantragen ließ, wie der vom Abendtrunk kommende ehrsame Bürgermeister, Stadtpfarrer oder Ratsherr. Einige Steinbrücken an den Straßenübergängen und zahlreiche Holzstegge zu den Haustüren, die sich zum Teil noch bis in das 19. Jahrhundert hinein erhalten haben, vervollständigten das malerische Bild.

Die enge Umschließung mit Mauer, Wall und Graben hatte natürlich zur Folge, daß die eigentliche Innensadt sich nicht weiter ausdehnen konnte, sondern immer auf die halbmondförmige Fläche beschränkt bleiben mußte, die von der Collegien- und Schloßstraße als südlicher Basis und der jetzigen Pfaffen-Mauer- und Poststraße als äußerem Kreisbogen nach Norden zu umschlossen wurde. Wenn trotzdem die Zahl der Häuser von 392 im Jahre 1500 auf 446 im Jahre 1550 steigen konnte, so muß man schließen, daß die Straßen um 1500 noch nicht so dicht bebaut waren wie später. Vermutlich hat die den faulen Bach begleitende, zum Teil über ihm erbaute Häuserreihe zwischen Collegien- und Mittelstraße um das Jahr 1500 noch garnicht oder nur andeutungsweise existiert. Auch das ganze Gebiet um Rathaus und Stadtkirche herum muß damals noch viel dünner bebaut gewesen sein.

Es befand sich ursprünglich zwischen den beiden ältesten Straßenanlagen der Stadt, der jetzigen Schloß- und Collegienstraße, die der uralten, am hohen nördlichen Elbufer entlang führenden und deshalb überschwemmungsfreien Handelsstraße Magdeburg—Torgau—Dresden entsprach, und der nach der Seite der Gärten und Ackerbreiten zu gelegenen Coswiger- und Jüdenstraße ein großer länglicher etwa halbmondförmiger Platz, auf dessen höchster Erhebung in der Mitte die Kirche ihren Platz gefunden hatte. Das westliche Drittel dieses Raumes war durch die Erbauung des Rathauses und eine aus vier Häusern bestehende, zwischen Schloß- und Coswigerstraße eingefügte westliche Abschlußreihe als Marktplatz gekennzeichnet. Seine Abgrenzung zur Kirche hin wurde durch das bereits im 14. Jahrhundert erwähnte Kaufhaus (jetzt Anhalt-Dessauische Landesbank) angedeutet; von ihm aus schob sich, durch das schmale Kirchgäßchen von ihm getrennt, eine Reihe niedriger hölzerner Buden, in denen Bäcker, Schuhmacher und andere Hand-

werker ihre Waren feilhielten, zwischen Rathaus und Kirche nach der Jüdenstraße zu vor. Erst um 1540 herum wurden aus diesen Holzbuden feste Häuser, die nun als solche im Schoßbuch verzeichnet stehen. Damit wurde denn die Abtrennung des Marktes von dem Kirchplatz feste Tatsache. Auf der Ostseite der Kirche aber hing dieser zu Beginn des Reformationsjahrhunderts noch ungetrennt mit der heutigen Mittelstraße zusammen. Auch hier deutete ein altes Gebäude bereits die zukünftige Trennungslinie an, das an der Jüdenstraße stehende bescheidene Wohnhaus des Stadtpfarrers Simon Heins. In der andern, nordwestlichen Ecke des Platzes an der Stelle des nachmaligen alten Gymnasiums stand das Beinhaus. Zwischen beiden müssen wir uns eine am Südufer des rischen Baches laufende Mauer mit zwei Toren denken, die wenigstens nach Norden hin eine feste Abgrenzung schuf. Aber nach der jetzigen Mittelstraße zu gab es noch keinen Abschluß. Diese Gegend hieß der Neue, vielleicht auch Töpfer-Markt, weil dort an Markttagen die Töpfer mit ihrer Ware saßen. Erst der Neu- und Vergrößerungsbau des nachher von Bugenhagen bewohnten Pfarrhauses durch Simon Heins bewirkte einen gewissen Abschluß des Kirchplatzes auch nach der Ostseite zu. — So kommt es, daß Meinhardi in seinem Dialogus 1503 nur folgende Straßen benennt: Apollensstraße (nach dem Apollensberg), damit meint er die Schloßstraße; Coswigerstraße; Ziegenstraße d. i. die Pfaffenstraße, zwischendurch auch mal Ritterstraße genannt; Neustraße, womit er die damals neu entstandene Marstallstraße bezeichnet; Große und Kleine Brüderstraße, heute Juristen- und Klosterstraße, letztere auch bisweilen Ravennastraße genannt, nach Petrus Ravenna, der hier gewohnt hat; Bürgermeister-, Jüden-, Töpfer- und Kupferstraße und das Elsterende. Und dann bleibt für den ganzen Rest der Stadt nur noch übrig die Neumarktstraße (vicus novi fori). Das ist eben der große breite vom faulen Bach durchflossene Straßenzug, der sich vom Stadtkirchhof (cimiterium) nach dem Elstertor erstreckt und noch nicht durch eine an den Bach gebaute Mittelreihe in Collegien- und Mittelstraße geteilt ist. — In der Kämmererechnung von 1451 finden sich für diese Gegend die Bezeichnungen Platea sancti spiritus, Heiligengeiststraße, und „die lange Straße“, wobei man wohl die erstere an dem östlichen Ende der Collegienstraße in der Gegend des Heiligengeisthospitals, von dem

noch zu reden sein wird, zu suchen hat, während unter Langer Straße wahrscheinlich Collegien- und Schloßstraße zusammen zu verstehen sind.

Ueber die Bauart der Häuser hat Mannewitz 1914 gründliche Studien angestellt. Danach beherrschte das schmale Handwerkerhaus, bei dem das ganze Erdgeschoß als Werkstatt diente, und das nur allmählich einen schmalen Flur an der Seite entwickelte, den Typus. Die Häuser der Kaufleute und die Absteigequartiere der umwohnenden Adligen waren Verdopplungen oder Dervielältigungen dieses Typs. Das Untergeschoß war meist massiv und gewölbt, bei den andern Stockwerken ist sicher auch Fachwerk mit Stein- oder Lehmschlagfüllung in Anwendung gekommen. Gewiß wird es in den Nebengassen auch noch schlichte alte Lehmwandhäuser, vielleicht auch mit Strohdach gegeben haben, aber die Norm können sie nicht gewesen sein.

Als nun mit der Errichtung der Universität durch den lebhaften Zustrom der Studenten und Dozenten eine große Nachfrage nach Wohnungen einsetzte, begann eine rege Bautätigkeit in Wittenberg, die sogar 1504 von der Obrigkeit vorgeschrieben wurde mit den Worten: „Wer wüste Stätte und Erbe hat, der soll bauen binnen Jahr und Tag“. Damals sind zweifellos alle verfügbaren Baustellen innerhalb der Stadt bebaut worden; die schmalen Handwerkerhäuser wurden übersetzt, desgleichen die größeren Gebäude der Kaufleute und stadtsässigen Ritterschaft. Dazu wurden auch auf den geräumigen Höfen besonders der Collegienstraße Seiten- und Quergebäude erbaut, die zahlreichen Studenten Unterkunft schafften. In dieser Zeit sind sicher auch die Häuser am faulen Bach entlang entstanden, die aus der einen alten zwei neue Straßen machten. Ihre Zahl entspricht ungefähr der in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts altemäßig nachweisbaren Vergrößerung der Häuserzahl von 392 auf 446. — Schon 1503 schildert Meinhardi diese Bautätigkeit mit folgenden Worten: „So groß ist die Erneuerung der Stadt und des Schlosses, daß sie fast wie die Bäume zu wachsen scheinen“. Auf die Frage, ob denn die Stadt schöne Wohnungen habe — „mansiones“, „Bleiben“ nennt er sie — lautet die Antwort: „Vordem hüttenartige (casis non dissimiles), jetzt aber, wo neue Bürger hinzugekommen sind und ein neues Zeitalter angebrochen ist, errichten sie neue und schöne und sehr große über die Form der alten hinausgehende Gebäude“. Auf die verwunderte Frage: „Neue Bürger kommen dorthin?“ erwidert Meinhard: „Aus fast allen Teilen der Welt fließen

die Vermögen zusammen, und Grundstücke (allodia) und Baustellen (arenas) kaufen sie und errichten darauf neue Gebäude. Und auch die alten Bürger bauen, die einen auf Geheiß des Kurfürsten, die andern nach dem Beispiel der andern, neue Häuser“. — Und wenn er dann fortfährt: „Auch die geistlichen Brüder vom heiligen Augustinus erbauen mit Unterstützung der Fürsten ein neues Kloster“, so lenkt er damit die Betrachtung auf die öffentlichen Gebäude im besonderen, von denen jetzt die Rede sein soll.

Zuvor jedoch sei noch kurz ein Wort über die Beschaffenheit der Straßen gesagt. — Das Eine steht fest, daß die Anwohner verpflichtet waren, für die Reinlichkeit derselben zu sorgen, denn 1510 muß Balthasar Heyns 2 Groschen Strafe zahlen, weil er den Steinweg nicht gereinigt hat. Auf dem Markt sorgte der Rat dafür. In der Stadtrechnung von 1501 findet sich ein Posten für einen Arbeiter, der „hat helfen Modder laden uffn Markt“, anderseits werden 1502 zwei Arbeiter bezahlt, die den Markt gekehrt und das Kehricht weggebracht haben. So ganz grundlos, wie man aus der ersten Bemerkung schließen könnte, scheint der Markt also doch nicht gewesen zu sein; möglicherweise hat es sich auch damals schon um eine Bachräumung gehandelt. Ob er aber gepflastert war, geht daraus nicht hervor. Sicher dagegen ist, daß in der Mitte — wenigstens der Hauptstraßen ein Steinweg gepflastert war, wie ihn auch das alte Studentenlied noch kennt: „Wo sind sie, die vom breiten Stein nicht wankten und nicht wichen?“, er mag oft genug schon zu Luthers Zeit bei den studentischen Händeln in Wittenberg eine Rolle gespielt haben.

Man findet in den entsprechenden Stadtrechnungen regelmäßig wiederkehrende Ausgaben an Steinsetzer für Pflasterarbeiten. — Freilich neben dem Steinweg mag ja bei Regenwetter nicht sehr ergötzlich gewesen sein, denn noch 1560 berichtet der Hofmeister der jungen Herzöge Ernst Ludwig und Barnim von Pommern, die in Wittenberg studierten, als er um „zwei gute Klöpfer“ für sie bat, damit sie standesgemäß vom Kloster, wo sie bei Martin Luther dem jüngern wohnten, zur Schloßkirche reiten könnten: „Wenns regnet, ist es zymlich unfletlich und kotich“. — Dafür, daß die Straßen wenigstens teilweise gepflastert waren, gibt es übrigens noch einen eigenartigen Beweis, der es verdient, wegen seines sonstigen kulturgeschichtlichen Wertes der Vergessenheit entrissen zu werden. Albert Kranz berichtet in seiner 1516 erschienenen „Wandalia“ folgende merkwürdige Geschichte, die sich in Wittenberg zugetragen haben soll,

und die man auf der Rückseite vieler alten Ansichten von Wittenberg in lateinischer, deutscher und französischer Sprache abgedruckt findet: „Es war das sewr verrätlich in etlich häuser geworffen, und ward dieser that halben ein vnschuldiger in dieser Stadt angegriffen. Er aber schwur sich vnschuldig sein, begert auch sich mit gemeinem brauch eins gluenden eysens zu purgieren: weil aber solche weiß in den Rechten verboten war, haben die Lāyen Richter vmb solchen Brauch aber nichts gewußt, oder doch denselben veracht. Hat aber gleichwol das heiße eysen ein groß stuck wegs in der handt getragen, vnd darnach vnbeschädigter handt von sich geworffen: vnd ist das eysen als baldt mit hohem verwundern aller menschen, auß irem gesicht verschwunden. Darnach vber ein jar da ein arbeiter die strass mit kieseln solte versteinen, vnd vngesehr mit der handt im sandt wrüffelt, find er das eysen so noch heiß war vnd im die handt verbrennet. Da solchs etliche mit verwunderung sahen, haben sie die sache vor den Schultheiß bracht, hat derselbig alsbaldt ein argwon vber diesen Menschen geschöpfft als der sachen, so dem vngerechten auffgelacht, schuldig: liest denselbigen peinigen, und ersiert durch seine bekennung, das derselb der vbelthäter gewesen, wirt derhalben mit woluerdienter straff gerädert, vnd durch Göttlich vrtheil der thater an tag gebracht.“

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen wenden wir uns nun den einzelnen Gebäuden zu. — In der Zeit der Askanierherrschaft, 1170 bis 1422, waren in Wittenberg bereits eine ganze Reihe nennenswerter Gebäude entstanden, von denen natürlich die dem Hof gehörenden als Erbschaft den Wettinern zufielen. — Da lag vor allen Dingen am Westrande der Stadt auf einem Hügel, rings von einem feuchten Graben umgeben, das alte Schloß, das vermutlich durch einen Umbau des alten Burgwards entstanden war. Es ist anzunehmen, daß Albrecht II. so um 1260 herum, als er auf Freiersfüßen ging und sich mit Agnes, einer der „sechs lieblichen Töchter“ Kaiser Rudolfs verlobte, den Bau hatte ausführen lassen. Seine letzten verarmten Nachkommen, die sich für gewöhnlich nicht in Wittenberg, sondern in Lochau oder in Schweinitz aufhielten, hatten es dann ziemlich verfallen lassen. So konnte Friedrich dem Weisen der Entschluß nicht schwer werden, das alte Schloß abzureißen und an seiner Stelle unter teilweiser Verwertung des alten Baumaterials ein neues zu erbauen.

Und ebenso ging es mit der dazu gehörigen Kapelle. Auch sie hatte bereits einige bauliche Veränderungen im Lauf der Zeit durchgemacht. Aus der unschein-

baren Burgkapelle hatte der Sohn des eben erwähnten Fürstenpaares, der nach seinem kaiserlichen Großvater Rudolph hieß, seines Namens der I., im Jahre 1306 eine stattliche Schloßkirche gemacht, die so reich ausgestattet wurde, daß die Einkünfte genüigten, um ein aus sechs Domherren bestehendes Collegiatcapitel zu unterhalten, das schon damals nur dem Papst unterstellt war. Der Plan seines Enkels Rudolphs III. für die Kirche einen prächtigen Neubau vor dem Schloßtor zu errichten, kam trotz der bereits erteilten päpstlichen Erlaubnis nicht zur Ausführung. — So hatte denn auch hier Friedrich III. Gelegenheit, seiner Freude am fürstlichen Bauen zu genügen und Schloß und Schloßkirche in einem gemeinsamen Bauwerk erstehen zu lassen, das an äußerer und innerer Ausstattung alle ähnlichen Bauten seiner Verwandtschaft zu überstrahlen bestimmt war. Wer jetzt das Schloß in seiner traurigen Verkümmerng sieht, der kann sich kaum eine Vorstellung machen von der Pracht, die Männer wie Konrad Pflüger als Baumeister und Lucas Cranach, Albrecht Dürer und andre Künstler von höchster Qualität über dieses Bauwerk ausgegossen haben.

Es gibt eine Reihe alter Bilder, aus denen man ersehen kann, wie reizvoll zu Luthers Zeit die jetzt plumpen nüchternen Steinwände durch große schöne Fenster gegliedert waren, wie ringsherum Zwerggiebel kursächsischen Stils das Dachgeschoß umkränzten, wie gefällig die beiden wuchtigen Ecktürme, deren nördlicher schon damals als Schloßkirchenturm ausgebaut war, aufragten.

Auch vom Innern finden wir eine ausführliche, wenn auch nicht ganz klare Beschreibung bei Meinhardi, besitzen auch Pläne aus dem 17. Jahrhundert, es würde also möglich sein, sich eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Schloß der Lutherzeit machen, doch würde es zu weit führen, jetzt diesen Versuch zu unternehmen. Hier mag der Hinweis genügen, daß das Wittenberger Schloß Friedrichs des Weisen niemals seine eigentliche Bestimmung, die Residenz der Kurfürsten von Sachsen zu sein, erfüllt hat. Es wurde zwar öfter als gelegentliches Absteigequartier für die Wettiner und ihre fürstlichen Besucher benutzt, ist aber nur einmal längere Zeit während des Schmalkaldischen Krieges von der kurfürstlichen Familie, der Gemahlin Johann Friedrichs Sybille und ihren Kindern bewohnt worden. Zu Luthers Lebzeiten diente es Zwecken der Verwaltung, das fürstliche Archiv war in dem nördlichen Turm untergebracht, und die unbenutzt stehenden Säle waren von Anfang an willkommene Aushilfsauditorien für die schnell wachsende Universität.

Die Schloßkirche war ursprünglich kleiner, wenigstens kürzer geplant, erhielt aber noch im Laufe des Baues durch Hinzunehmen des anstoßenden Teiles des Schlosses die Verlängerung, die jetzt der Akustik so abträglich ist. Man fürchtete, daß der zuerst in Aussicht genommene Raum nicht ausreichen würde für die beständig wachsende Zahl der von Friedrich dem Weisen gesammelten Reliquien. — Als dann der Betrieb der neuen Universität hauptsächlich auf die Einkünfte aus dem Kirchengut der Schloßkirche und den geistlichen Pfründen der Domherren gegründet wurde, indem das Allerheiligenstift der Universität oder auch umgekehrt die Universität dem Stift „incorporiert“ und die geistlichen Würdenträger der Schloßkirche als Lehrer der Universität verpflichtet wurden, verwandelte sich die ursprüngliche Hof- und Stiftskirche in die akademische Festkirche, in der alle akademischen Feiern stattfanden, und deren hölzerne Tür als das schwarze Brett der Universität benützt wurde. So fand sie Luther vor und benutzte sie entsprechend für den Anschlag seiner Thesen. Hier fand er auch die ihm als akademischem Lehrer zustehende letzte Ruhestätte. — Außerlich war diese Kirche von der heutigen wenig verschieden, es sind ja doch noch die alten Mauern, in denen Luther sich betätigt hat. Die hölzerne Tür ist 1760 verbrannt und 1858 durch die von Drake geschaffene Bronzetür ersetzt worden. Der Turm war niedriger und hatte eine etwas andere Form, die uns Cranach in seiner selten gewordenen „Zaigung des hochwirdigen Heiligtums“ vom Jahre 1509 im Bilde festgehalten hat. Danach war der ebenfalls aus einem Steingiebelkranz aufsteigende Helm nicht nach außen gewölbt, wie heut, sondern er war vierseitig mit sonderbar nach innen geschwungenen Dachflächen versehen und nach der Spitze zu mit einem sogenannten quadratischen „Gauppenkranz“ abgeschlossen. — Dieser Zustand hat gerade bis zu Luthers Tode gedauert, denn 1546 wurde dieser Turm ebenso wie die Stadtkirchentürme abgetragen, um Plattformen für aufzustellende Geschütze zu schaffen. —

Gegenüber dieser Kirche auf der Nordseite des Schloßplatzes neben der heutigen Polizeiwache stand das zur Schloßkirche gehörige Pfarrhaus, die Propstei, die Luther aussuchen mußte, wenn er seinen Freund Justus Jonas besuchen wollte. Sie ist 1760 bei der Beschiesung im siebenjährigen Kriege abgebrannt und durch ein dreistöckiges zuerst der Provinz, jetzt der Stadt gehörendes Gebäude ersetzt worden.

Daß die Kurfürstliche Amtsmühle schon lange vor Luthers Zeit angelegt

wurde, ist bereits erwähnt. Sie lag stets an derselben Stelle, da wo Gerwiger- und Schloßstraße in den Schloßplatz zusammenlaufen. Schon damals war sie dreistöckig und diente gleichzeitig als Provianthaus. 1640 brannte sie ab, war dann lange Zeit eingeschossig und wurde erst Ende des letzten Jahrhunderts in ihrer jetzigen unschönen Gestalt neu errichtet.

Auf dem Wege zu seiner Wohnung konnte Luther schon 1508 an der Ecke der Elbstraße, die damals vermutlich Schmeerstraße hieß, das größte Haus Wittenbergs bewundern, das uns heut unter dem Namen Lucas Cranachhaus vertraut ist. Es gehörte dem Stadtrichter Kaspar Treuschel, der es 1506 neu erbaut hatte. 1513 kaufte es ihm Cranach ab. Luther hat in diesem Hause als Freund Cranachs viel verkehrt. — Die landläufige Meinung jedoch, daß in ihm seit Luthers Zeit die Apotheke betrieben worden wäre, ist irrtümlich. Denn Cranach kaufte den Apothekenbetrieb erst 1520 von der Familie des 1513 verstorbenen Gründers und ersten Besitzers Pollich von Mellerstedt; und der wohnte im Hause Markt 4, das allerdings gleichzeitig mit der Apotheke in Cranachs Besitz überging und von ihm an seinen Schwiegersohn Caspar Freund, der es zu seinen Lebzeiten als sein „Geselle“ verwaltet hatte, vererbt wurde. Seitdem ist fast 300 Jahre lang der Apothekenbetrieb in diesem Hause und zugleich in der Cranach'schen Familie geblieben und erst 1799 vom Apotheker und Bürgermeister Dörrfurth nach der Schloßstraßenecke verlegt worden.

Das Cranachhaus hat im siebenjährigen Kriege seine Dachgiebel verloren und ist 1871 durch einen Brand der oberen Stockwerke schwer beschädigt worden, aber die alten Deckengemälde von Cranachs Hand in den Zimmern des ersten Stockwerks waren schon bei der Uebernahme des Grundstücks durch Dörrfurth so sehr in Verfall geraten, daß sie bei dem damals notwendig werdenden Umbau nicht erhalten werden konnten; — man mag auch die Kunst der Wiederherstellung noch nicht verstanden haben.

Das andere Apothekenhaus, Markt Nr. 4, wird im Volksmund als Kurprinzliches Palais bezeichnet. Es hat auch etwas Vornehmes in seiner ganzen Ausgestaltung — wenigstens gehabt vor dem letzten Umbau —. Wenn an dieser Bezeichnung etwas geschichtlich Wahres sein sollte, was sich bisher noch nicht hat nachweisen lassen, so stammt sie bestimmt nicht aus der Zeit der Wettiner; dann müßte man schon viel weiter zurück an die Askanier denken. Und dann würde es sich leicht erklären, daß Friedrich der Weise bei der Grün-

dung der Universität in der Lage war, dieses von den Vorgängern überkommene stättliche Gebäude seinem Leibarzt Pollich zu schenken.

Gegenüber diesem Hause stand schon damals wie heute das *Kathaus*. Es blieb aber nicht dasselbe, das Luther erblickte, als er 1508 zum ersten Mal nach *Wittenberg* kam, und das auch noch stand, als er 1511 wiederkam. Dieses alte *Kathaus*, das 1517 zuerst erwähnt wird, war kleiner, stand vermutlich etwas mehr nach dem Markt zu und war mit *Fleischerscharren* versehen. Wenn auch dieser Umstand, der bei der mangelhaften Hygiene jener Tage im Sommer seine rechten Uebelstände gehabt haben mag, nicht gerade den Auschlag gegeben haben wird, so hat er doch sicher dazu beigetragen, die Unzulänglichkeit des alten *Kathauses* den durch den Aufschwung der Universität geschaffenen Verhältnissen gegenüber zu erweisen. Jedenfalls begann man 1521 das alte Haus abzubauen, nachdem man den *Fleischern*, die offenbar ein erseffenes Recht auf ihre *Scharren* hatten, eine neue Verkaufsstelle geschaffen hatte. Man legte zu diesem Zweck auf dem Gebiet zwischen der *Bürgermeister- und Juristenstraße* quer durch die Gärten der dort gelegenen Grundstücke eine neue Straße an, die noch heut die *Scharrenstraße* heißt. — Hinter dem alten *Kathause* standen noch aus der Zeit der unregelmäßigen Bauweise her eine Anzahl alter budenartiger Häuser; die wurden enteignet, und auf dem nun vergrößerten Platz erstand in den Jahren 1525 bis 1525/26 das neue *Kathaus* in dem schönen schlichten Stil, der auch bei dem jetzigen Umbau völlig erhalten geblieben ist. Nur eins fehlte damals noch, das auch Luther nie zu sehen bekommen hat, der reichverzierte *Treppenvorbau* vor dem Haupteingang. Der ist erst 1573 durch denselben Künstler, *Georg Schröder* aus *Torgau*, hinzugefügt worden, der zwei Jahre zuvor das *Schulenburg'sche Grabdenkmal* in der *Stadtkirche* geschaffen hatte.

Wie sah aber bei *Luthers* Ankomst die *Stadtkirche* aus? — Nun, das eigentliche Kirchengebäude war seinem Grundriß nach nicht anders wie jetzt, nur der *Treppenturm* mit dem *Wendelstein* an der *Sakristeithüre* fehlte noch. Der ist erst 1570 hinzugekommen, als man bei Gelegenheit der notwendig gewordenen Ausbesserung des Daches über dem *Chorraum* auf die *Sakristei* die *Ordinanenstube* aufsetzte und zugleich die *Umfassungsmauern* dieses *Osteils* der Kirche erhöhte, sodasß sie mit dem *Schiff* einigermaßen in *Einklang* kamen. — Was aber wesentlich anders ausah, das waren die *Türme*. Luther hat zeit seines Lebens nur die ursprünglichen spitzen *Pyramidentürme* ohne darunter

besindliche Turmstube gesehen. Er hat auch nicht die brückenartige Verbindung beider Türme gekannt. Denn der alte Zustand dauerte gerade bis zu seinem Todesjahr 1546; — in diesem Jahr hatten auch die Stadtkirchentürme das gleiche Schicksal wie die des Schlosses und der Schlosskirche; sie wurden bis zur Plattform abgetragen. Erst 1556 bis 1558 sind durch den Zerbstler Baumeister Ludwig Binder, der während des Baues durch Absturz tödlich verunglückte, die achteckigen Stühle mit den Turmstuben und den kupfernen Renaissancehauben geschaffen worden. Aber der Turmbau, den Luther kannte, hatte doch etwas Besonderes vor der Jetztzeit voraus. An ihm befand sich ein gewaltiges künstlerisches Marienbild, das — ausgerechnet in Luthers Geburtsjahr 1483 — der Wittenberger Maler Claus Huling im Auftrag des Magistrates gemalt hatte, und das über die noch niedrigen Budenreihen am Marktplatz hin weit hinaus leuchtete. Namentlich im Abendsonnenschein muß es ein prächtiger Anblick gewesen sein.

Ueber das Innere der Stadtkirche zu sprechen, würde zu weit vom Thema abführen. Es mag jedoch darauf hingewiesen werden, daß die jetzt geschaffenen Verhältnisse denen zu Luthers Zeit viel ähnlicher sind, als sie es vor dem Umbau waren. —

Viel erheblicher unterschied sich der Kirchplatz von dem der Jetztzeit. Von der Begrenzung im Westen, Osten und Norden ist bereits die Rede gewesen. Wie der Abschluß nach Süden, nach der Collegienstraße zu war, bedarf noch der Erforschung. Der Charakter der dort stehenden Häuser läßt ebenfalls auf die Entstehung aus ehemaligen Verkaufsbuden schließen, wie an der Marktseite. — Urkundlich fest steht indessen, daß neben der Kirche noch folgende Gebäude auf dem Kirchplatz standen:

1. die heute noch vorhandene Kapelle zum heiligen Leichnam, die im Jahr 1368 vom Bürgermeister Wymann erbaut worden war. Sie diente seit 1377 als Stützpunkt für eine Laienbrüderschaft, die durch Veranstaltung prunkvoller Begräbnisse den Stadtpfarrer unterstützen wollte in seinem Wettbewerb mit den Mönchen des Franziskanerklosters, die es verstanden hatten, die Beerdigungen an sich zu reißen und die dadurch den Pfarrer um seine Einkünfte und die Kirche um manche milde Stiftung brachten.

2. Nicht weit davon, zwischen der Kapelle und dem schmalen vom Markt herkommenden Kirchgäßchen, standen zwei zusammenhängende Gebäude, die Kan-

torei und die Knabenschule, die zugleich dem Kantor und dem „rector scholarum“ als Wohnung dienten. Dies ist das Schulgebäude, von dem erzählt wird, daß Carlstadt es in einen Bäckerladen umgewandelt und von dem aus er im Einverständnis mit dem Rektor More den Bildersturm begonnen haben soll. Die Häuser sind im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts leider wegen Baufälligkeit abgerissen worden. An ihre Stelle sind die Hintergebäude der Anhalt-Deffsauschen Landesbank und der Häuser Collegienstraße 3 und 4 getreten.

5. Auf der andern, nordöstlichen Seite der Kirche dicht vor dem Pfarrhaus, stand die viel kleinere Jungfernschule, die schon damals ziemlich baufällig war.

18 Jahre nach Luthers Tode änderten sich die Verhältnisse insofern, als unter dem Bürgermeister Heilingen, dem Schwiegervater von Luthers Sohn Martin, in der Nordwestecke des Kirchplatzes an der Stelle des alten Beinhauses eine neue Knabenschule erbaut wurde, die, allerdings mehrfach umgebaut, noch heute in der Form des alten Gymnasiums, jetzt Wattrodt'sche Buchdruckerei, vorhanden ist. — Nach Vollendung dieses Hauses wurde die alte Jungfernschule abgerissen und der Mädchenunterricht in die ehemalige Knabenschule verlegt, die von nun an „Jungfernschule“ genannt wurde. Das hat bei Forschern, die diesen Wechsel nicht kennen, zu mancherlei Unklarheiten Veranlassung gegeben.

Im übrigen war der ganze Platz eine große Begräbnisstätte, auf der viele von Luthers Zeitgenossen ihre letzte Ruhestätte gefunden haben, so Augustin Schurff, sein Hausarzt, und dessen Frauen vor der Superintendentur, Käthe Melancthon „unter der Linde“ an der Mauer des rischen Baches, drei Kinder der Familie Cranach vor der Sakristeithür und endlich auch Luthers Sohn Martin selber — allerdings erst 19 Jahre nach des Vaters Tode, in der Mitte zwischen dem nördlichen Turm und den Häusern an der Marktseite.

Ging man von dem Stadtkirchhof weiter über den „Neumarkt“ nach dem Elstertor zu, so stieß man zuerst auf den alten noch heut dort stehenden Brunnen aus askanischer Zeit, der auf einigen ganz alten Stadtbildern so auffällig hervortritt. Dicht dabei lag jenseits des faulen Baches ein eben erst für Universitätszwecke fertig gestelltes großes Haus, die sogenannte Bursa Mercurii. Das Haus hatte einen doppelten Zweck. Einmal diente es der Juristenfakultät aushilfsweise als Vorlesungsgebäude, und zweitens, und das war noch wichtiger, war es eine Bursa, also ein Pensionshaus für Studenten, in dem sie wohnten und gepflegt wurden. — Diese Bursa haben wir in dem

jetzt dem Wittenberger Bankverein gehörigen sogenannten „Hamletthaus“ zu suchen, das leider gänzlich abgerissen wurde, aber wenigstens beim Neubau eine genaue Nachbildung des alten Backsteingiebels erhalten hat.

Was den Namen „Hamletthaus“ angeht, so ist er ein treffliches Beispiel für moderne Legendenbildung. Shakespeare läßt seinen sagenhaften Dänenprinzen in Wittenberg studieren, weil diese Universität damals den größten Ruf besaß. Ein geschichtlicher Zusammenhang ist nicht vorhanden. — Geschichtliche Tatsache aber ist es, daß ein vertriebener dänischer König, Christian II., der Grausame, der Nefte Friedrichs des Weisen, sich längere Zeit in Wittenberg als Bittsteller aufgehalten hat, weil sein Oheim ihm nicht gestattete, an seinen Hof nach Torgau zu kommen. Die Sage berichtet, daß er in einem Hause in der Nähe der Kirche gewohnt habe, in der er sich regelmäßig als Ministrant betätigt habe, um durch diese Erniedrigung seine Reue und Bußfertigkeit zu bekunden. — Das sind die Elemente, aus denen sich die Legende gebildet hat.

Etwas weiter nach dem Elstertor zu, ebenfalls auf der Südseite des faulen Baches, gegenüber der Stelle, wo heut die im Anfang des Reformationsjahrhunderts noch nicht vorhandene Neustraße in die Mittelstraße einmündet, hatte Herzog Johann der Beständige zu Ehren seiner früh verstorbenen Gattin Sophie eine zweite Bursa erbauen lassen, die er Sophienbursa, Bursa Sophiae nannte. — Nach alten Bemerkungen in den Schoß- und Steuerbüchern muß sie an der Westseite der schmalen Straßenschluppe zwischen Collegien- und Mittelstraße gelegen haben, würde also dem heutigen Geschäftshaus K. Hirschfeldt entsprechen, dessen Aussehen freilich diese frühere Verwendung nicht mehr vermuten läßt.

Und dann erreichte man beim Weitergehen im untern Drittel des Straßenzuges das Universitätsgebäude, das noch zu einem großen Teil in der ehemaligen Friderizianum-Kaserne erhalten geblieben ist. — Man hatte 1502 drei Häuser aufgekauft und an ihre Stelle zunächst das „Alte Collegium“ gesetzt, offenbar das hintere Quergebäude der alten Universität. Kein Geringerer als Conrad Pflüger, der Erbauer des Schlosses, hatte 1503 die „Disierung für das Collegium“, also den Bauplan entworfen, und 1509 bis 1511 baute der kurfürstliche „Architekt“ Anton Nymed dann das „Neue Collegium“ das Haus an der Straßenfront. Es war geräumiger und hygienisch besser eingerichtet und trug den kleinen Universitätsturm als Dachreiter, der später, wohl infolge

der Beschreibung 1813/14, wieder verschwunden ist. In der Wittenberger *Matrikel* hat sich als Semestertitel für das Wintersemester 1644/45 eine Zeichnung ~~von~~ den Universitätsgebäuden erhalten. Da sieht man die beiden Flügel stehen, den vorderen mit Zwerggiebeln versehen, wie sie auch das Rathaus trägt. Man kann deutlich erkennen, daß sich im Erdgeschoß die Hörsäle befanden, die Obergeschosse dienten als Studentenwohnungen; sie enthielten 32 Stuben und 59 Kammern. Also auch die Colleggebäude waren gleichzeitig Bursen. — Zwischen beiden Häusern auf dem Hof stand ein Brunnen, der dem auf dem Holzmarkt vollständig gleicht. Wenn also gelegentlich neben den beiden Bezeichnungen „Bursa Mercurii“ und „Bursa Sophiae“ auch noch eine „Bursa ad fontem“, Brunnenbursa vorkommt, so kann man im Zweifel sein, welche gemeint ist.

Und nun führt die Wanderung durch die Stadt Luthers zu dem Grundstück, das ihm für das Jahr 1508 und dann von 1511 bis 1546 als Wohnung diente, dem „schwarzen oder Augustinerkloster“. — Man weiß, daß die Augustinermönche von Herzberg bereits im Jahr 1365 ein Haus in Wittenberg besaßen, das sie als Terminierhaus benutzten, also als Absteigequartier, wenn sie nach Wittenberg kamen, um als Bettelmönche ihre Almosen einzuholen. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß es an derselben Stelle gestanden hat, wie das spätere Kloster. Jedenfalls erhielten sie, als man auf Staupitz Vorschlag einging, aus den Reihen der Augustiner Dozenten für die neue Hochschule zu nehmen, für den Bau eines neuen Klosters eine wüste Stelle am Ostende der Stadt zugewiesen. Es stellte sich jedoch bald heraus, daß der Platz nicht reichte, und so entschloß sich denn der Orden, dem natürlich die Fürsten das Geld dazu gaben — „magnum auri pondus“ bezeichnet es Meinhardi — ein daneben liegendes städtisches Gebäude zu erwerben. Das war das aus der ältesten Askanierzeit stammende Hospital zum heiligen Geist, das schon vor 1300 im Betrieb war. — Die Stadt verkaufte das Grundstück unter der Bedingung, daß die Augustiner ein Ersatzgebäude dafür zu bauen hätten; und tatsächlich ist dies 1516 als neues Hospital zum heiligen Geist auf dem Elbanger an der Strengbrücke nachzuweisen. — Die Mönche rissen das Hospital, dessen Lage etwa der Ostseite des heutigen Lutherhauses entsprach, ab und begannen nach feierlicher Grundsteinlegung durch den Bruder der beiden regierenden Fürsten Ernst, Erzbischof von Magdeburg, auf dem nun genügend

großen Platz ein zweistöckiges Klosterhaus mit Refectorium, Schlafräumen und Studierzellen zu errichten, brachten es aber, da immer wieder Geldmangel eintrat, nicht völlig fertig. Das ist das Haus, in dem Luther als Mönch, Professor und Familienvater gewohnt hat, und das ihm vom Kurfürsten als Freihaus geschenkt wurde.

Zu diesem Hospital gehörte nun eine kleine Kapelle, die Kapelle zum heiligen Geist. Die stand vor dem Siechenhaus nach der Straßenseite zu in dem heutigen Garten des Lutherhauses. Man ließ sie zunächst stehen, legte aber schon in ausreichender Abmessung die Grundmauern der in Aussicht genommenen Augustinerkirche herum, unter Ausparung des Raumes für den mit dem Klostergebäude in Verbindung zu bringenden Kreuzgang. Aber wenn schon zu dem eigentlichen Wohnhaus das Geld nicht reichte, so fehlte es noch weit mehr zu dem nicht so dringlichen Kirchenbau. Die reformatorische Bewegung machte ihn dann überhaupt überflüssig, und so hat mehr als vierzig Jahre der oben geschilderte eigenartige Zustand sich gehalten: das Kirchlein in der Kirche, wenigstens innerhalb der für den Kirchenbau angelegten und gerade aus dem Boden hervorsehenden neuen Grundmauern. Und das kleine, 30 Fuß lange und 20 Fuß breite uralte Kapellchen „von Holz gebaut und mit Lehm gekleibt und gestützt auf allen Seiten“ ist dabei immer haufälliger geworden, bis es bei der Verstärkung der Befestigungen kurz vor dem Schmalkaldischen Kriege abgerissen und soweit das Material noch brauchbar war, mit eingebaut worden ist. Es muß jedenfalls einen recht eigenartigen Eindruck auf die durch das Elstertor einreisenden Fremden gemacht haben, um so mehr, als das jetzige Vorderhaus, das Augusteum noch nicht existierte und das an der Straße befindliche Gitter den Blick auf den ganzen breiten Lutherhof freigab, auf dem wohl als Ueberbleibsel des Hospitalgartens und des dazugehörigen Kirchhofs einige Bäume gestanden haben mögen. — In den Ecken an der Straßenfront befanden sich noch zwei kleine Häuschen, die Luther später erwarb: nach der Stadt zu „Brunos Haus“ und nach dem Elstertor zu „des Nymers Häuschen am Tore“.

Auch die Elstertorgegend verlangt noch einige Worte der Erläuterung. Wer die alte Festung Wittenberg gekannt hat, der weiß, daß die inneren Elstertorflügel unmittelbar an der Ostseite des Augusteums sich befanden. Das war zu Luthers Zeit anders. Damals war die Innenstadt länger, sie reichte fast bis zur Gegend der Luthereiche, das Festungstor lag etwa gegenüber der

jetzigen Sedaneiche und die Strecke zwischen dem Klostergrundstück und dem Wall war noch durch eine Doppelreihe kleiner Häuser ausgefüllt. Als aber nun in Erwartung des Schmalkaldischen Krieges die Stadt mit neuen Befestigungen versehen werden mußte, machte sich an dieser Stelle eine Abrundung des Walles und damit eine Verkürzung der Straße nötig, und so wurden die Häuser entzogen, abgerissen und draußen hinter dem südlichen Kirchhof in Gestalt der „langen Reihe“ wieder aufgebaut. Man nannte diese Häusergruppe auch „die (sic) Weichenberg“, weil sie dem „Berg“ d. i. der Großen Bastion am Elstertor hatten weichen müssen. Damals hatte auch Luther ernstlich große Sorge, daß es ihm mit seiner Wohnung ähnlich ergehen könnte wie den kleinen Ackerbürgern und daß „die Scharhanssen ihm sein arm Stüblein wegnehmen möchten, daraus er doch den Papst gestürmt“.

Außerhalb des Walles gleich linkerhand vor dem Elstertor lag das Aus-sätzigen hospital, ebenfalls mit einer kleinen Kapelle, und dicht dahinter der Platz, wo die ansteckenden Kleider der Aus-sätzigen durch Feuer vernichtet wurden; hier hat Luther die Bannbulle mit den Codices des Kirchenrechts verbrannt. Die Luthereiche dürfte wirklich die richtige Stelle bezeichnen.

Und noch etwas weiter elbwärts, auf dem alten Friedhof rechterhand stand wieder eine Kapelle, die Kapelle zum heiligen Kreuz, die gehörte zu einem Kranken-, bzw. Siechenhaus gleichen Namens. Diese Gebäude standen gleich rechts beim Eingang, während ganz hinten links in der äußersten Ecke das Pesthaus mit dem Pestkarren, dem Raabeschen Schütterump, sich befand.

Da der eingeschlagene Weg bisher nur geradlinig von der Schloßkirche bis vor das Elstertor geführt hat, so ist noch kurz die kreisbogenförmige Nordseite der Stadt zu besuchen. — Da finden sich auch noch einige beachtenswerte Gebäude. Hauptsächlich handelt es sich um den in der Mitte zwischen Bürgermeister- und Juristenstraße dicht an der Stadtmauer gelegenen stattlichen Besitz des Franziskanerklosters. Schon 1227 befand sich ein Bruder Barvot im Gefolge Albrechts I. und 1258 bereits findet man in Wittenberg eine Niederlassung dieses kurz zuvor gestifteten Bettelordens. Es scheint, als ob die Gattin Albrechts I., Helena, sich seiner besonders angenommen hätte, denn sie baute als Witwe und Vormünderin für ihren Sohn eine geräumige Klosterkirche, die sie als Hof- und Begräbniskirche für sich und ihre Nachkommen bestimmte. 27 Mitglieder des Astanischen Hauses sächsischer Linie sind denn auch hier beigesetzt

worden. Ihre Gebeine sind 1892 nach der Schloßkirche überführt worden. Das Schicksal des Klosters wurde durch die Reformationsbewegung bestimmt. Schon 1527 war es von seinen Insassen verlassen und wurde zunächst in ein Siechen- und Krankenhaus umgewandelt. Für den Schmalkaldischen Krieg wurde die Kirche zum Kornhaus bestimmt, dann wurde sie wieder Siechen- und Waisenhaus, später Kaserne und jetzt ist sie nun unter dem Namen Stadthaus ein wichtiges Hilfsgebäude für die städtische Verwaltung. Der Vollständigkeit halber sei auch noch die im Volksmund auch Löffelkirche genannte Kapelle der heiligen Barbara erwähnt, die hinter dem Franziskanerkloster am Wall stand, jetzt aber verschwunden ist. Und dann kommt noch eine fünfte Kapelle hinzu, die Kapelle des heiligen Antonius in der Pfaffenstraße. Sie gehörte zu dem Hause der Antonierherren vom Kloster Lichtenberg bei Prettin. Der Präzeptor dieses Ordens, Goswin von Orsoy muß ein vornehmer und gebildeter Mann gewesen sein, sonst wäre er wohl kaum zum ersten Kanzler der neuen Universität ernannt worden. Als solcher hatte er natürlich oft in Wittenberg zu tun, und so baute er sich das alte Terminierhaus seines Ordens in ein vornehmes Wohnhaus um, vergaß aber als frommer Mann alter Art auch nicht die Kapelle, an der Meinhard als besondere Sehenswürdigkeit das schöne geschmiedete Altargitter rühmt. — Aus ihr wurde später die Amtsfrohnfeste und jetzt dient sie einem Schlossermeister als Wohnhaus und Werkstatt.

Dicht dabei in der großen Brüderstraße war bereits 1508 der Bau eines zweiten juristischen Fakultätshauses in Angriff genommen, dessen Bau sich allerdings lange verzögerte, das aber dann zum Namenswechsel — Juristenstraße Veranlassung gab, und das später auch noch das Consistorium in sich aufnahm.

Und endlich — der Vollständigkeit halber — mögen auch die drei großen Badestuben erwähnt werden, die zu allgemeiner Benutzung standen. Außer diesen öffentlichen Gebäuden muß man sich noch die zahlreichen neu gebauten oder umgebauten Privathäuser hinzudenken, besonders die in der Schloß- und Collegienstraße, die vielfach in den Besitz von Professoren übergingen und sich zu vornehmen Patrizierhäusern entwickelten, wie z. B. das von Melanchthon.

Und dann wird man zugeben müssen, daß Wittenberg zu Luthers Lebzeiten allen abfälligen Schilderungen zum Trotz sich doch in sehr wesentlichen Punkten von einem Dorf unterschied und durchaus in der Lage war, einen passenden und würdigen Rahmen für die schnell wachsende Universität abzugeben.

Der Staat in Luthers Verkündigung

Eine Sammlung von Kernworten aus Luthers deutschen Schriften *)

Von Johannes Meinhold-Cuxhaven

(Fortsetzung und Schluß)

IV. Die Untertanen.

„Ich will, ob Gott will, keinem Fürsten heucheln, aber viel weniger leiden, daß man Rotten und Ungehorsam im Pöbel zur Verachtung weltlicher Obrigkeit soll zurichten.“ (18, 90. W. d. himml. Propheten. III, 52.)

„Man soll aber einem aufrührerischen Edelmann, Grafen, Fürsten auch den Kopf abschlagen“, sogut wie dem aufrührerischen Bauern: „einem wie dem andern, so geschieht niemand unrecht.“ (19, 643. Ob Kriegsleute 1527. III, 351.)

1. Gehorsam, Furcht, Ehre . . .

„Es ist eine Gnade und Gabe Gottes, wo fromme, gehorsame Untertanen sind. Solches verschafft und erhält Gott durch seine Engel in der Welt wider den Aufruhr und Ungehorsam, so in aller Menschen Herzen steckt und durch den Teufel angeregt wird.“ (23, 551. Sacharja 3. 1528. IV, 274.)

„Wir sind nicht schuldig gehorsam zu sein der Oberkeit um ihret willen, sondern um Gottes willen, des Kinder wir sind.“ (12, 328 f. 1. Petr. 2. 1523. II, 346.)

Die Pfarrherrn sollen lehren, „daß man der Oberkeit gehorsam sei (Röm. 13), d. h. ihr gebe: 1. Sch o ß ; darum wir alle Auslag' Geld und Arbeit des Leibs ihnen geben sollen“. 2. F u r c h t : „Ob schon die Oberkeit unsern Ungehorsam nicht strafen kann, wird denselben dennoch Gott strafen“ . . . 3. E h r e : „Gott erhält Oberkeit und gibt dadurch Friede, straft die Frevlen und wehret ihnen, daß wir mögen Weib und Kind ernähren, die Kinder zu Zucht und Gottes Erkenntnis ziehen, sicher sein in unsern Häusern, auf der Straß, daß wir

*) Die Stellen sind so angegeben, daß vor der Schrift die Weimarer Ausgabe und hinter der Schrift und der Jahreszahl die Jenenser Ausgabe berücksichtigt ist.

den andern helfen mögen usw.“ . . . „Solchs sind eitel himmlische Güter; die will Gott, daß wir sie betrachten und erkennen, daß sie Gottes Gaben sind, und will, daß wir die Oberkeit als seine Dienerin ehren, ihr Dankbarkeit erzeigen“ . . . „Wer nu Gott also in der Oberkeit sehen möchte, der würde die Oberkeit herzlich lieb haben“ . . . Weib und Kind „sind Gottes Gaben, die ich durch Oberkeit behalten mag“. Darum: „Als lieb du deine Kinder hast, also lieb sollst du auch die Oberkeit haben“ . . . „Die höchste Ehre ist, daß man für die Oberkeit herzlich bittet, daß ihnen Gott Gnade und Verstand geben wolle, wohl und friedlich zu regieren.“ (26, 208 f. „Visitatoren“; [stark gekürzt!] IV, 347.)

2. Unrecht Regiment bessern?

„Daß die Oberkeit böse und unrecht ist, entschuldigt kein Kotterei noch Auf-
ruhr“ . . . „Niemand soll noch mag (= kann) sein eigen Richter sein noch sich selbst rächen.“ Urteilt selbst: „Wer ist der ärgste Räuber?: Die Oberkeit nimmt euch unbillig euer Gut; das ist ein Stück. Wiederum nehmet ihr derselben ihre Gewalt, darinnen all ihr Gut, Leib und Leben stehet. Darum seid ihr viel größere Räuber denn sie.“ (18, 303 ff., III, 121; Aus d. Vermahnung an die Bauern 1525; stark gekürzt!)

„Gott ist da, der hat . . . unzählige Weise zu töten . . . Er tåts auch wohl, aber unsere Sünden leidens nicht.“ („Böse Untertanen strafft Gott mit bösen Regenten.“ [6, 72. S. v. Bann. I, 242.]) — „Die Tyrannen stehen in der Gefahr, daß durch Gottes Verhängnis die Untertanen sich aufmachen, . . . sie erwürgen oder verjagen.“ Der größte Zaufe hört ja nicht auf unser Wort; so „darfst du nicht klagen, daß durch unser Lehre die Tyrannen und Oberkeit Sicherheit gewinnen, Böses zu tun“. — „Zudem hat Gott noch eine andre Weise, die Oberkeit zu strafen, daß du dich nicht dürfest selbst rächen: Er kann fremde Oberkeit erwecken . . . Gott läßt sie nicht mit Friede und Freuden böse sein. Er ist kurz hinter ihnen, ja, um sie her, und hat sie zwischen den Sporen und im Zaume.“ — „Oberkeit ändern und Oberkeit bessern sind zwei Ding, soweit voneinander als Himmel und Erden. Ändern mag leicht geschehen. Bessern . . . stehet nicht in unserm Willen und Vermögen, sondern allein in Gottes Willen und Hand.“ Der tolle Pöbel aber fragt nicht viel, wie es besser werde, sondern daß nur anders werde. Wenns denn ärger wird,

so will er aber ein anderes haben. So kriegt er denn Hummeln für die Fliegen und zuletzt Hornissen für Hummeln . . . Es ist ein verzweifelt, verflucht Ding um einen tollten Pöbel, welchen niemand so wohl regieren kann als die Tyrannen. Dieselben sind der Knüttel, dem Gunde an den Hals gebunden. Sollten sie besserer Weise zu regieren sein, Gott würde auch ander Ordnung über sie gesetzt haben denn das Schwert und Tyrannen." (19, 637—639. Ob Kriegerleute . . . 1527. III, 349 ff. Gefürzt.)

„Zuweilen dünkt mich, die Juristen bedürften wohl auch eines Luther. Aber ich besorge, sie möchten einen Münzer kriegen" . . . „Es ist nicht zu raten, daß mans ändere, sondern flicke und pleze daran, wer da kann, . . . straf den Mißbrauch und lege Pflaster und Schweden auf die Blattern. Wird man aber die Blattern ausreißen mit Unbarmherzigkeit, so wird den Schmerzen und Schaden niemand bas fühlen denn solche klugen Balbierer . . . Ändern und bessern sind zweierlei: Eines steht in der Menschen Hände und Gottes Verhängen, das andere in Gottes Händen und Gnaden." (51, 258. Psalm 101, 1534; VI, 167.) (Vergleiche die Predigt vom 23. 4. 1531 Buchwald II, S. 250.)

3. Seliges Unrecht leiden.

Willst du dich dem leiblichen Fluch nicht im Gehorsam gegen Gott beugen, so „nimmt Gott die Strafe, die er dem Leib aufgelegt hat, und legt sie auf die Seele. Das ist nicht wohl gewechselt. Er will der Seele gnädig sein und helfen, aber den Leib will er wohl plagen." (24, 112. Gen. 3 IV, 29.)

„Gott mag und will nicht leiden, daß (um der unwürdigen Person willen) der Gewalt frevelich und torstlich widerstrebet werde, wo sie uns nicht wider Gott oder sein Gebot treibt zu tun" . . . „Auch sind sie tausendmal übler dran vor Gott denn wir. Derhalben auch ihr mehr zu erbarmen ist, denn frevelich zu verachten" . . . „So demütig, als ich mich habe, so mir Gott eine Krankheit zufüget, so demütig soll ich mich auch gegen böser Oberkeit haben, die eben derselbe Gott mir auch zufügt." (6, 72, 73. S. v. Bann. I, 243.)

Weltliche Gewalt kann der Seele nicht schaden. „Unrecht leiden, verderbt niemand an der Seelen, ja, es bessert die Seelen, ob es wohl abnimmt dem Leib und Gut. Aber unrecht tun, das verderbet die Seele, ob es gleich aller Welt Gut zutrüge." (6, 259. S. v. g. Werken. I, 281.)

„Leiden, Leiden, Kreuz, Kreuz ist der rechten Christen Recht“ . . . „Sein Evangelium würde mit Macht bei euch aufgehen, wo ihr zuvor aus littet und ihm die Sache heimgäbet und seiner Rache erharret . . . Nu ihr aber selbst drein fallt und wollts nicht mit Leiden, sondern mit der Faust erobern und erhalten, so hindert ihr seine Rache.“ — „Ich bin damit blieben, daß ichs Gott gar heimgestellt . . . habe.“ Darum hat er mich wunderbar erhalten und „mein Evangelium immer lassen mehr und weiter zunehmen. Nu fallt ihr mir drein, wollet dem Evangelium helfen und sehet nicht, daß ihrs damit aufs allerhöchste hindert und verdrückt“ . . . „Christen streiten nicht selbst mit dem Schwert noch mit Büchsen, sondern mit dem Kreuz und Leiden“ . . . „Ihr Sieg steht nicht im Oblieden und Herrschen oder Gewalt, sondern im Unterlieden und Unkraft“ . . . „Wäret ihr Christen, so würdet ihr Faust und Schwert trogen und dräuen lassen und zum Vaterunser euch halten und mit Beten eure Sache bei Gott fördern und sprechen: Dein Wille geschehe! item: Erlöse uns vom Übel! Amen“ . . . „Weil ihr aber der keines tut, sondern mit eigener Macht euch selber helft, und macht euch selbst zu eurem Gott und Heiland, so muß und kann Gott nicht euer Gott und Heiland sein.“ (18, 31) ff. 315. 318; III, 122 ff.; stark gekürzt!) „Ein Christ läßt rauben, nehmen, drücken, schinden, schaben, fressen und toben, wer da will; denn er ist ein Marterer auf Erden.“ (18, 328. 1525. Vermahnung an die Bauernschaft. III, 127.)

„Da heißt sich der Kampf Glaube mit der Gottlosen Glücke . . . Wo hier nicht christliche Geduld ist, da sollt wohl Fleisch und Blut wünschen, daß zehn Donner einem solchen auf den Kopf fielen und neun Ellen tief in die Erde schlügen.“ Aber: „das ist das rechte Kreuz der Kinder Gottes; so muß ihr Leiden getan sein, daß sie unterlieden und dazu unrecht haben müssen und mit den Übeltätern, wie Christus, gerechnet werden.“ (19, 379, 381. Sabakuf 1. 1526. III, 262.)

4. Schuld und Strafe des Aufruhrs.

„Wenn die Untertanen reif sind, . . . so verhängt Gott über sie“ (zugleich auch über die Herren), daß sie Aufruhr oder Ungehorsam anrichten, auf daß sie weidlich auf die Köpfe geschlagen werden“ (31, I, 82. Pf. 118, 1530. V, 83.)

„Zuletzt werdet ihr doch euch selbst untereinander zerfleischen müssen wie die wütenden Bestien.“ (Vermahnung an die Bauernschaft.)

„Aufruhr hat kein Vernunft und geht gemeiniglich mehr über die Unschuldigen denn über die Schuldigen.“ — „Aufruhr ist ein sonderlich gewiß Eingeben des Teufels.“ (8, 680 f. „Sich vor Aufruhr zu hüten“, 1522. II, 48.)

„So gehets, wenn man den unordigen Pöbel ins Spiel bringt, daß sie vor großer Fülle des Geistes auch bürgerliche Zucht und Sitten vergessen und niemand mehr fürchten noch ehren ohn sich selbst alleine.“ (18, 84. W. d. himml. Propheten, 1525. III, 51.)

„Ein Mörder oder ander übeltäter läßt das Haupt und Oberkeit stehen und greift nur seine Glieder oder Güter an, — aber ein Aufrührerischer greift das Haupt selbst an und fällt ihm in das Schwert, daß sein Frevel keins gleichen hat gegen dem Mörder.“ (18, 397. S. v. hart. Büchl. III, 156.)

„Die Bauern wollten nicht hören, . . . da mußt man ihnen die Ohren aufknäufeln mit Büchsensteinen, daß die Köpfe in die Luft sprangen. Zu solchen Schülern gehört eine solche Rute . . . Der Stein fiel auf ihren Kopf, den sie gen Himmel warfen.“ (18, 386, ebd. III, 150.)

5. Pflicht des Ungehorsams.

„Wo weltliche Gewalt und Oberkeit einen Untertanen dringen wider die Gebot Gottes oder daran hindern, da gehet der Gehorsam aus und ist die Pflicht schon aufgehoben: Man muß Gott mehr gehorchen.“ (6. 265; I, 284.)

„Was mein Glaube ist, bin ich schuldig, dem Kaiser oder Fürsten zu sagen . . . Wenn er aber weiter fahren wollt und mir gebieten, daß ich sonst oder so glauben solle, so soll ich also sprechen: Lieber Herr, . . . Du kannst doch nicht leiden, daß man in dein Gebiet greife. Wenn dir jemand ohn deinen Willen über das Geleit fährt, so scheußest du mit Büchsen hernach. Meinst du denn, daß Gott leiden soll, daß du ihn vom Stuhl willst stoßen und dich an seine Statt setzen?“ usw. (12, 335. 1. Petr. 2, 1523. II, 349.) (Vgl. 11, 267. V. weltl. Obrigkeit, II, 203 und Luthers häufigen Hinweis auf Mauritius und seine Gesellen, 3. B. Seerpredigt w. d. Türken; „Es ist alsdann kein Oberkeit mehr!“ 30, II, 196 f., IV, 502.)

„Nicht viel Oberkeit gebe uns Gott hierin! Es heißt: Alle Oberkeit soll Unterkeit heißen, alle Hoheit soll hie Niedrigkeit sein, alle Welt soll das Maul zuhalten. Denn hier redet Gott, der allerhöchste.“ (30, III, 411). 3. Büchl. Mex. Krosneri, 1531. V, 352.)

Die Verfolger und Mörder bringen mit ihrem Toben und Wüten „Christus ohne ihren Dank in seine Herrlichkeit und Regiment, welches sie müssen leiden und soll es niemand wehren“. (45, 584. Joh. 14, 1538. VII, 103.)

Hierher gehört die Frage des Bündnisses der evangelischen Fürsten. Es sei dazu auf folgende Stellen verwiesen: Brief v. 22. Mai 1529 an Kurf. Johann, X. Buchwald II, S. 57 ff. „Wider die Meuchler zu Dresden“, 1531, 30, III, 461, IV, 325. „Warnung an s. l. Deutschen“, 1531, 30, III, 282 ff. V, 290 ff. Schrift an Kurf. Johann, die Gegenwehr betreffend, 1533, VI, 31 ff. Ein Brief an Kurf. Johann v. 18. Nov. 1529. (VI, 325 f.) und vor allem auch die öffentliche Disputation von 1539, (VII, 392 ff.); ferner ein Schreiben an Dr. Brück von 1539, VII, 384 ff. und an einen Pfarrherrn, VII, 386. Hier verweist er die Entscheidung im einzelnen an die Juristen! „Es ist meines Amtes, zu lehren, daß ein Schuster Schuhe mache usw., aber nicht, wie er sie machen oder verkaufen soll . . . Sonst müßte ein Theologus alle Ding wissen!“ (VII, 387.)

Zum Schluß der Hauptteile III u. IV bitte ich die köstliche Darstellung von „viererlei Unterscheid im Regiment und Obrigkeit“ zu lesen. (51, 252 ff. Psalm 101, 1534. VI, 164.)

V. Einiges über die Pflichten der Kirche gegen den Staat.

„Gott pflegt oft um eines einigen frommen Mannes willen wohl einem ganzen Land Frieden und Heil zu geben.“ (17, I, 201 1. Predigt über der Leiche Friedrichs des Weisen. II, 515.) Vgl. Naeman, Joseph u. a. Das Dasein eines Volkes hängt davon ab, daß in ihm Menschen sind, die durch das Evangelium Bürger des Reiches Christi wurden und als Gemeinde das Salz der Erde in ihm sind. Abgesehen hiervon ist dies der erste und wichtigste Dienst des Evangeliums am Staat, daß es ihm Gottes Willen über ihn, seinen Ernst und seine Gnade verkündigt. Zwar, „sie beschuldigen uns, wir zerrissen das weltliche Regiment“, aber „das Evangelium ist gewiß gerade dadurch Evangelium, daß es die Gesetze, das Schwert und den weltlichen Gehorsam bestätigt“. „freilich, es lehrt solches nicht und geht nicht damit um“, „predigt nicht von laufigen, schändlichen Werken, die wir tun, als, wie der Kaiser

die Welt regiert"; aber: „wir bestätigen das Schwert und Meister Johannis Amt"; „das Evangelium läßt Fürsten Fürsten bleiben, Städte Städte, läßt ihnen und heiligt, preist und befestigt ihren Stand und bringt ihnen das ewige Leben". „Wenns aber (um der Undankbarkeit, Lästerung und Verfolgung willen) dahin kommen wird, daß der Herr das Evangelium von uns nimmt, daß dann Deutschland nichts sein wird als Hunger, Zwietracht, Pestilenz und Blutvergießen, dann wirds zu spät sein." „Es ist genug gepredigt und geschrieben", „ich habe die Hände ausgereckt und helfen wollen"; „aber man schlägt ein Klipplin". „Wir werden uns nicht früher fürchten, ehe es uns geht wie Jerusalem, Griechenland und Italien." „Über Deutschland muß gewißlich ein ausdermaßen großes Unglück kommen, weil das Evangelium zu klar ist, daß auch die Feinde bezeugen müssen, es sei wahr, es sei die Schrift und das Evangelium." (Predigten vom 18. Mai 1531, I u. II, 23. Juli 1531, 1. August 1529. Buchw. II, 288, 297; Buchw. II, 432, I, 531 ff.)

Weiter tut die Kirche durch ihre Predigt dem Staat den großen Dienst, daß sie auch im einzelnen die Wahrheit sagt und die Schuld der Herren und Untertanen straft, nicht mit dem Bann, wie Rom, sondern: „nur mit dem Worte Gottes anzeigt, wie sie wider Gott tun, und was er von ihnen wolle gehabt haben, dazu für sie emsiglich und ernstlich bitten zu Gott" (vgl. Jeremia in Ägypten). (6, 73. Sermon vom Bann, 1520. I, 243.) Aber sie verkündigt auch denen, die Buße tun und recht handeln wollen, Gottes Barmherzigkeit und Durchhilfe. (S. III, 6.) Die christliche Gemeinde stellt sich in allen irdischen Dingen unter die Obrigkeit. Der Prediger stellt auch sonst weder sich noch die Kirche, wohl aber das Wort und den Befehl Gottes über den Staat. (Vgl. II, 2. Jahrg. 14, Heft 4, S. 95 f.) Von den Regierenden fordert Luther nicht unbedingt persönliche Glaubensstellung, so sehr er sie wünscht und darum wirbt. „Man bedarf zur Obrigkeit keiner Christen, und ist nicht not, daß der Kaiser ein heiliger Mann sei. Es ist ihm genug, daß er Vernunft habe. Damit erhält Gott das Reich der Tatern und Türken. Ist aber, der das Schwert führt, ein Christ, so ist ers für seine eigene Person. Was aber anlangt, die Ruchlosen zu strafen, so ist gleich, ob er ein Christ ist oder nicht." (Pred. 15. Nov. 1528. Buchw. I, 55.) Gott hat jedoch dies „Pflöcklein den stolzen Göttern" vorgesteckt, diesen „Knüttel bei den Hund gelegt": er hat sie seinem Wort unterworfen. Die Prediger sind schuldig, es ihnen zu sagen und

sind Aufrührer, wenn sie es nicht tun. Weh ihnen, wenn sie heucheln, schmeicheln, „der Haut fürchten“ oder „afterreden und die Obrigkeit heimlich schelten und anklagen“. „Öffentlich, frei und redlich“ soll die Wahrheit verkündigt werden durch göttlich befohlenes Amt und Gottes Wort, und zwar so, daß beide, „Serren und Pöbel“, gleicherweise gestraft werden. Das sind „giftige und fährliche Prediger“, die dem einen Teil „hosteren“ und ihn „küzeln“, um sich bei dem andern lieb Kind zu machen: „Alle beide Teil in einen Topf gehauen und ein Gericht daraus gemacht, einem wie dem andern“; (a. a. St.: „so kanns keins dem andern aufrücken“). Denn „das Evangelium ist nicht Hofediener oder Bauernknecht. Es ist Gottes Diener und Knecht, und sein Befehl geht über Herrn und Knecht“. (31, I, 195—198. Psalm 82, 1. V, 69 f.) Wie Luther diese gerechte Haltung gedankt wurde, dafür verweise ich auf: 51, 246. Psalm 101, VI, 161: „Die Welt ist ein Diestelkopf; wo man denselben hinkehrt, reißt er die Stacheln über sich“. Die Fürsten nennen ihn Aufrührer, und die Bauern? S. 18, 316 f.; III, 124: „Der Teufel, so er mich bisher nicht hat mögen umbringen durch den Papst, sucht er mich durch die blutdürstigen Mordpropheten und Kottengeister, so unter euch sind, zu vertilgen und auffressen. Nu, er fresse mich! Es soll ihm der Bauch enge genug davon werden!“

Das Gebet der Christen für die Obrigkeit ist schon genannt. Luther warnt die Mächtigen, ihn und das kleine Säuflein nicht zum Gebet wider sie zu zwingen: „Es wird euch zu mächtig sein und Gott wider euch erwecken. . . . Ich halt meine Gebete stärker denn den Teufel selbst.“ (Demütige Schrift an Herzog Georg, 1525. III, 209. Vgl. 19, 639. Ob Kriegsleute. III, 350. 51, 204. Psalm 101, 1534. VI, 139.) „Dieweil unseres Herrn Gottes Säuflein, die Kirche, für die Könige und Serren bittet, genießen sie solches Gebets als die Unwürdigen, sonst sollts gar greulich zugehen.“ — „So nicht Christen wären, die für beide Reiche beteten, wäre es unmöglich, daß sie eine Stunde währten. Um ihretwillen schont Gott der ganzen Welt und denkt: Sie müssen Frieden haben; ich muß ihnen Frieden schaffen an Leib und Seele, weil sie Kaiser und Gott gehorsam sind. Der Friede geht dann auch über die Undankbaren.“ (Pred. 31. Okt. 1529. Buchwald I, 592.)

„Es ist kein Schimpf: wenn die frommen Prediger (und Beter) untergehen, nehmen sie Deutschland mit!“ (Pred. 24. Juni 1531. Buchw. II, 394.)

VI. Die Christen und der Krieg.

1. Christi Vorbild nicht in jedem Fall maßgebend!

(Wir leben weder in Jesu Amt, noch Volk, noch Zeit!)

„Wenn du darnach dein Tun willst rechnen, was Christus tut, wirst du ein feiner Zeiliger werden! Willst du Christi Werken nachlaufen, so wirst du müssen von einer Jungfrau dich gebären lassen, Tote auferwecken, übers Wasser gehen, kein Weib nehmen, nicht Geld, nicht Knecht noch Magd haben“, kein Handwerk treiben: „Pfui dich der schändlichen Schwärmerei! Wart du auf Christi Wort!“ u s w. (Pred. 26. Dez. 1528. Buchwald I, 177 f.)

„Der Teufel, der uns vorhin durch Heilige verführt hat, der will uns hier (Karlstadt!) durch Christum selbst verführen. Güte dich! Wo du nicht Gottes Wort hörest, daß dich heißt oder verbeut, da irre und kehre dich nicht dran, wenns gleich Christus selbst wäre! — Das Wort, das Wort soll es tun, hörest du nicht?“ u s w. (18, 116 f. W. d. himml. Proph. III, 63 f.)

Wenn alle Ämter, die Christus nicht getrieben hat, hinstelen, so bliebe keins als das Predigtamt; alle Stände fielen hin. Dazu handelt Christus nicht nur als Prediger, sondern als König in seinem Reich: „Es stund ihm nicht zu, das Schwert zu führen; denn er sollte nur das Amt führen, dadurch sein Reich geregelt wird und eigentlich zu seinem Reich dient.“ (Man hätte sonst „ein Ursach und nötiges Exempel daraus genommen, zu lehren und zu gläuben“.) „Unsere Junker, die Bischöfe und geistlichen Regierer, die flugs nach der Apostel Zeit ansingen, Fürsten zu werden“, haben es schlecht verstanden, daß er mit Rücksicht auf sein Predigtamt weder irdischer König war noch das Schwert brauchte! (11, 258 f. V. weltl. Obrigkeit II, 199, und Predigt vom 7. März 1529. Buchwald I, 253.)

„Fürsten, Richter, Herren, Frauen usw. dürfen Christum nicht fragen, was ihnen in ihrem Stande zugehört; sondern frage des Kaisers oder dein Land-Recht darum; das wird dir wohl sagen, wie du dich gegen deine Untertanen halten und sie schützen sollst!“ (32, 391, Matth. 5, 1532. V, 411.)

„Es ist eine schwere Kunst, die rechte Ordnung!“ Buchw. I, 253. Luthers Meinung wird mit folgender Aufstellung getroffen sein: 1. Die Werke, die Christus als „öberster König seines Reiches getan hat, können wir garnicht tun. 2. Die Werke, die er im Predigtamt getan hat, sollen

die Prediger in ihrem Amt tun, und alle Christen da, wo sie ihr Priesteramt ausüben. 3. Die Werke, die er als Vorbild für die Bürger seines Reiches getan und geboten hat, müssen wir tun, nicht um zu verdienen, sondern um zu dienen. 4. Die Werke, die er als Bürger des irdischen Reiches, seines Volks, getan und nicht geboten hat, dürfen wir tun und müssen es, soweit sie auch unserm Volk gut und nützlich sind; aber wir dürfen sie nicht tun, wenn sie unserm Volk nicht nützlich, sondern schädlich sind. Hier heißt es, nicht gesetzlich nach seinem Werk, sondern nach dem Gebot der Liebe und nach der Rechtsordnung des irdischen Reiches, unseres Landes, in seinem Geist handeln. — Den Schwertgebrauch hat Christus als oberster König seines Reiches und als Prediger gemieden. Die Prediger und alle, die seinem Reich dienen, dürfen in diesem Amt und Dienst das Schwert nicht brauchen. Inwieweit wir das Schwert als Bürger des irdischen Reiches zu brauchen berechtigt und verpflichtet sind, sagt uns nicht sein Vorbild, sondern 1. sein Wort, welches das Schwertamt der irdischen Obrigkeit bestätigt; 2. die Liebe zum eigenen Volk und unseres Landes Gesetz. Es ist Jesu Wille, daß wir nicht ihn, sondern unseren Landesherrn und unser Landrecht darnach fragen.

2. Friedensliebe und Kriegsbereitschaft (Kriegspflicht) des Christen.

Christen lieben den Frieden wie „ein halbes Himmelreich“ und hassen den Unfrieden „wie eine halbe Sölle oder der Söllen Vorlauf und Anfang“. (31, I, 202. Psalm 82; 1530. V, 72. Bitte dort nachlesen!). Sie tun alles, was sie irgend können, zu verhüten, daß „das Land voll Bluts, Raubs, Witwen und Waisen werde“. (18, 332. An die Bauerschaft. III, 128.) Zumal auch „alle Zucht und Gottesfurcht in Kriegen untergehen“, „bitten sie Gott täglich, daß er uns nicht mit dieser scharfen Rute strafe“. (26, 234, Visit. 1528. IV, 357.)

Unter rechten Christen kann es keinen Krieg geben. „Das Feuer des heiligen Geistes soll alles ungestüme Lärmen und Krieg in der Christenheit verzehren und rein auffressen.“ Christus braucht in seinem Reich „das Meisterstück, . . . daß er die Herzen eins macht und nicht mit Geboten und Gewalt allein der Faust wehret und die Waffen niederlegt, sondern nimmt weg den Kriegsmut und das Saderherz“. Damit ist „der Faust und den Waffen

schon gewehrt allzu mächtig" usw. (19, 148. Jes. 9, 1526. III, 199.) „Christen sind im Herzen also durch den Geist genaturet, daß sie niemand übel tun und von jedermann willig übel leiden.“ (11, 252 f. II, 193 V. w. Obr.) „Aber ein rechter Christ auf Erden lebt und dient nicht ihm selbst, sondern dem Nächsten; so tut er von Art seines Geists auch das, des er nicht bedarf. Nu aber das Schwert ein groß nütlicher Nutz ist aller Welt, daß Friede erhalten werde usw., so gibt er sich aufs allerwilligst unter des Schwerts Regiment, . . . und tut alles, was er kann, das der Gewalt förderlich ist, aufdaß sie im Schwang und bei Ehren und Furcht erhalten werde“, wie er auch sonst Werke der Liebe tut, deren nicht er, sondern sein Nächster bedarf. Er selbst bedarf des Schwertamtes nicht, „aber die andern, daß sie beschützt und die Bösen nicht ärger werden. Denn es gehet ihm nichts dran abe und schadet ihm solcher Dienst nichts, und bringt doch der Welt großen Nutz.“ — „Darum, wenn du siehest, daß (es) am Genter, Bötel, Richter, Herrn oder Fürsten mangelt, und du dich geschickt findest, solltest du dich dazu erbieuten und darum werben, aufdaß ja die nötige Gewalt nicht verachtet und matt würde oder unterginge.“ „Also gehets beides fein miteinander, daß du zugleich Gottes Reich und der Welt Reich genug tust, äußerlich und innerlich, zugleich übel und Unrecht leidest, und doch übel und Unrecht strafest, zugleich dem übel nicht widerstehest und doch widerstehest . . . An dir und an dem Deinen hältst du dich nach dem Evangelio und leidest Unrecht als ein rechter Christ für dich. An dem andern und an dem Seinen hältst du dich nach der Liebe (hier gehst du einher ganz in fremdem Dienst und Werken), und leidest kein Unrecht für deinen Nächsten, welchs das Evangelium nicht verbeut, ja, vielmehr gebeut am andern Ort.“ (11, 253 ff.; II, 195 ff.) (Stark gekürzt!) Vgl. den Schwertgebrauch durch „alle Heiligen von Anfang der Welt“ an; Adam und Nachkommen, Abraham, Joseph, Mose, Josua, Samuel, Elia, Simson, David usw., Daniel, Asarjas und Misael. „Sie haben doch nach 1. Kor. 10 denselben Geist und Glauben an Christus gehabt wie wir . . . Woran sie recht getan haben, daran tun alle Christen recht.“ Das Alte Testament ist nicht so aufgehoben, daß es verboten wäre zu tun. „Ja, wo es dem Nächsten nutz oder not wäre zur Seligkeit, so ist's auch not, es zu halten, es sei alt oder neu Testament, es sei jüdisch oder heidnisch Ding.“ Aus dem N. T. nennt Luther hier Lukas 3, 14; Matth. 8, 5—13; Apostelgesch. 8, 10, 13. (Kämmerer, Cornelius, Sergius

Paulus), 1. Petr. 2, 13 ff. Matth. 26, 52; Bestätigung von Gen. 9, 6; die Märtyrer und vor allem Römer 13: Paulus nennt die Gewalt Gottes Dienerin: „nu wäre es gar unchristlich geredt, daß irgend ein Gottesdienst wäre, den ein Christenmensch nicht tun sollte oder müßte“. — Ja, „das Schwert und die Gewalt als ein sonderlicher Gottesdienst gebührt den Christen zu eigen vor allen anderen auf Erden“. (11, 253—258. Von weltlicher Obrigkeit. II, 193—208.)

„Es ist auch der christlichen Liebe Werk, daß man eine ganze Gemeinde mit dem Schwert schütze und verteidige.“ (12, 330; 1. Petr. 2; II, 347.)

„Die Hand, die solch Schwert führet und würet, ist auch alsdann nicht mehr Menschenhand, sondern Gottes Hand, und nicht der Mensch, sondern Gott hänget, rädert, enthauptet, würet und krieget. Es sind alles seine Werke und seine Gerichte.“ — „Man muß das Kriegeamt oder Schwertamt nicht ansehen mit Kinderaugen, sondern mit männlichen Augen, warum es so würet und greulich tut, so wirds sich selbst beweisen, daß (es) ein Amt ist, an ihm selbst göttlich und der Welt so nötig und nützlich als Essen und Trinken“ . . . „ein Werk der Liebe“, wie das des Arztes. (19, 625 f. Ob Kriegsleute. III, 344 f.)

„Wenn ein Fürst im Lande oder Oberkeit sich wehren und schützen muß und aufgebeut in die Seerfahrt, so gehe hin im Namen Gottes, brenne, raube, würe, was dir vorkommt unter den Feinden; was du kannst, das tue frisch mit gutem Gewissen und Glauben . . . Und wenn es die Obrigkeit von Pfaffen und geistlichem Stande haben will, daß sie mit ins Feld treten, sind sie es schuldig, wie die anderen.“ (24, 273/5. Gen. IV, 92.) (Bitte hierzu zu lesen: 11, 277. V. weltl. Obrigt. II, 208 und 30, II, 147 f. V. Krieg w. d. Türken. IV, 405. Kriegspflicht und Manneszucht gegen Frauen und Gefangene.)

Krieg für den Glauben ist für Luther Unglaube und Aufruhr gegen Gott, sündliches Vermengen der beiden Reiche; aber für die Obrigkeit entsteht hier eine Gewissensfrage, die er nicht durchaus verneint: „Die Obrigkeit soll die Ihren wider unrechte Gewalt schützen, es werde solcher unrechte Gewalt vorgenommen um des Glaubens oder um anderer Ursachen willen.“ (26, 229; Visitatoren, 1528. IV, 354. Vgl. Leitsatz II, 2 der Disputation v. 1539. VII, 393.)

Aber: „Ich rate wider den Türken oder Papst nicht zu streiten seines falschen Glaubens und Lebens halben“; (dazu „ist aufgewacht der erste Mann, Herr Christianus mit seinem Geer“) „sondern allein seines Mordens und Verstörens halben.“ Hier muß der „ander Mann, Kaiser Carol“, streiten; „denn der Türke greift sein Kaisertum und Untertanen an, welche er schuldig ist, zu vertheidigen als ein ordentliche Oberkeit, von Gott gesetzt“. (30, II, 143; 129. V. Krieg w. d. Türken, 1528. IV, 399; 404.)

3. Verantwortung.

„Man muß den Krieg scheiden; etlicher wird aus Lust und Willen angefangen, . . . etlicher aber wird aus Not und Zwang aufgedrungen. Der erste mag wohl ein Kriegslust, der andere ein Notkrieg heißen. Der erste ist des Teufels; dem gebe Gott kein Glück. Der andere ist ein menschlich Unfall; dem helfe Gott“ u s w. (19, 648. Ob Kriegsleute. III, 353.)

Immer wieder warnt Luther vor dem „Fischen mit güldenen Netzen“: „Man muß etwas leiden können um der Gemeinde willen, und nicht begehren, daß um seinet willen die anderen zu größerem Schaden kommen.“ — „Es wird nicht ein reicher Gausvater, der die Gans hernach wirft, weil man ihr ein Feder ausgerauft hat.“ (7, 583 f. Magnifikat, 1521. I, 466.)

„Sarre, bis Not und Müßen kommt ohn Lust und Willen. Du wirst dennoch zu schaffen genug haben und Kriegens genug kriegen.“ — „Siehe an die rechten Krieger: die zücken nicht balde, . . . aber, wenn sie müßen, so hüte dich vor ihnen; sie schimpfen (spasen) nicht! Ihr Messer steckt fest; aber müßen sie es zücken, so kommts nicht ohne Blut wieder in die Scheide.“ (19, 645. Ob Kriegsleute. III, 352.)

Verbrecherisch ist aber auch lässige Durchführung eines Notkrieges, ebenso sein Beginn ohne Buße: „Es gelingt nimmer nicht wohl, wenn ein Bube den andern strafen und nicht zuvor selbst fromm werden will“. — „Man soll aber den Türken nicht zu geringe halten“, „die Küstung nicht so geringe anschlagen und unsere armen Deutschen nicht auf die Fleischbank opfern. Will man nicht einen stattlichen, redlichen Widerstand tun, . . . so wäre es besser, den Streit garnicht angefangen, und dem Türken ohn vergeblich Blutvergießen zeitlich eingeräumt Land und Leute!“ (30, II, 111, 145 f. IV, 391, 405.) (Vgl. die

Warnung an die Fürsten von Sachsen vor einem Bruderkriege, 1542. VIII, 44 ff.)

Vorbedingung für den Sieg.

„Es ist nicht genug, daß du das allerschärfste Recht und die allerbeste Sache hast und den Ratschlag aufs gewisseste. . . . Umso weniger sollst du dich vermessen und darauf pochen, sondern desto mehr dich fürchten vor Gott, als der Lust hat, das schönste Recht zu schänden und die beste Sache zu stürzen um der Vermessenheit willen.“ (51, 204, Psalm 101; VI, 139.)

Die rechte Ursache gibt dir „noch nicht Siegel und Brief von Gott, daß du gewinnen werdest“: „Auf die rechte Ursache baue nicht, sondern auf seine Gnade und Barmherzigkeit!“ (19, 649. Ob Kriegsleute. III, 354.)

Man soll Gott nicht versuchen und sich tüchtig rüsten usw. Aber man soll nicht darauf trotzen und pochen, „auf daß man Gottes nicht vergesse oder verachte! . . . Aller Sieg kommt vom Himmel“. (30, II, 136. A. w. d. T. IV, 401.)

„Der Streit muß wahrlich an der Buße angefangen werden: . . . Der Türke ist unseres Herrn Gottes zornige Rute und des wütenden Teufels Knecht; da muß man zuvor vor allen Dingen den Teufel selbst schlagen und Gott die Rute aus der Hand nehmen. . . . Dasselbige soll nun tun Herr Christianus; das ist der frommen, heiligen, lieben Christen Hause.“ — Sündhaft ist die Einmischung der Päpste und Bischöfe in den Krieg: „Wenn ich ein Kriegsmann wäre und sähe zu Felde ein Pfaffen- oder Kreuzpanier, . . . so wollt ich davonlaufen, als jagt mich der Teufel“. — „Die Könige und Fürsten aber stellen sich so läppisch und lässig“, „verachten Gott und den Türken zu hoch“ und rechnen offenbar auf ein Wunder: „Nu kann ich mich keins Wunderzeichens noch sonderlicher Gnaden für Deutschland versehen, wo man sich nicht bessert und das Wort Gottes anders ehrt denn bisher“. Die Fürsten mahnt Luther dann u. a., „das Banketten und Sadern um das hohe Sitzen und andere Pracht zu lassen, und nicht durch Feindschaft gegen ihre eigenen Untertanen selbst an ihnen zu Türken zu werden“. Aber: „Büßen und recht tun findet allzeit Gnade“. Auch Unglaube und unchristliches Leben des größeren Hauses soll sie nicht schrecken, da auch „ein einzelner Abraham gar viel vermag“. (30, II, 116 ff. 129. V. Krieg w. d. Türken, 1528. IV, 393 ff.; 400 f.)

Kriegsverweigerung?

„Wenn ein Fürst wollt kriegen, der eine öffentliche unrechte Sache hätte, dem soll man nicht folgen noch helfen.“ (6, 265. S. v. g. Werken. I, 284.)

Aber das gilt nur, „wenn du weißt gewiß, daß er unrecht hat . . . Wenn du (es) aber nicht weißt, oder kannst (es) nicht erfahren, . . . sollst du den ungewissen Gehorsam um ungewissen Rechts willen nicht schwächen, sondern nach der Liebe Art dich des besten zu deinem Herrn versehen“ und mit gutem Gewissen streiten. (19, 656 f. Ob Kriegsleute. III, 357.)

Vergl. Luthers Aufforderung, nicht in den Türkenkrieg zu folgen in folge der „zwei widerwärtigen Mandate des Kaisers“ 1524. 15, 277 f.; II, 432; „weil der arme sterbliche Madensack, der Kaiser, sich unverschamt rühmet, er sei der wahre, oberste Beschirmer des christlichen Glaubens . . . Sollt einer doch zehnmal lieber tot sein, denn solche Lästerung und Schmach göttlicher Majestät hören!“ — Bei allem männlichen Zeldenmut, mit dem er 1528/29 und wieder 1541 zur Seerfahrt wider den Türken alle Christen ansport, klingt durch seine Briefe wegen der Unbuffertigkeit immer wieder tiefstes Mißbehagen. S. die Briefe v. 14. 8. 1541, 22. 3. 42 u. 20. 6. 43; K. Buchwald II, 178 f., 181 u. 193. „Unsere Fürsten sind 3. T. schlimmere Feinde als die schlimmsten Türken.“ „Deutschland wird schlecht fahren, mag nun der Türke oder mögen Deutsche über es herrschen.“ „Wir wollen ja aus eigener Kraft über Türken, Teufel, Gott und alle Welt siegen und herrschen. So toll ist das untergehende Deutschland in seinem Zutrauen und in seiner Sicherheit.“

4. Rechte Kriegsleute.

Der Krieg ist Gottes Strafe; der Krieger soll seine Schuld bekennen, sich bessern und im Krieg nichts anderes suchen als „der christlichen Liebe nach den Leuten zu helfen“, das lästerliche Fluchen lassen und Beter werden. (K. Buchwald II, 179, 14. 8. 41; Vermahnung 3. Gebet w. d. Türken 1541. 51, 602; VII, 449.) Ein fröhliches Gewissen sollen die Kriegsleute haben, daß sie nicht, wie die meisten und auch oft sie selber denken, des Teufels sind, ein „unseliges Stand“ von „öffentlichen Räubern und Mördern“ (41, 23). S. ü. Matth. 8, 4 ff. 1535. VI, 319), sondern sie sollen wie Abraham oder der Hauptmann von Kap.

wissen, daß ihr blutiger Liebesdienst „Gott aufs allerbeste gefällt“. (24, 274 f.; IV, 92.) Vor vier Gefahren warnt sie Luther noch besonders: 1. Ehrsucht, Raub göttlicher Majestät, *crimen laesae majestatis divinae*; 2. Bier nach Buhlschaft, womit erschrecklicher Weise sich Menschen im Angesicht des Todes und Gerichts kitzeln können; 3. daß sie mutwillig Gott und sein Gericht aus dem Sinn schlagen und sich mit Lästern, Schwören, Fluchen und Trotz gegen Gott als die rechten Eisenfresser zu beweisen meinen, und 4. Aberglaube. (19, 623 f.; 656—662; Ob Kriegsleute; III, 344, 356 ff.) Er lehrt, wie der Führer seine Leute vor der Schlacht vermahren, und diese selber beten und sich mit Leib und Seele in Gottes Hände befehlen sollen. Wenn sie dazu noch die „zwei Heiligtümer im Herzen tragen, den Glauben *credo* und das Vater-unser“, so sind sie „genugsam gerüstet geistlich“; „ihr Gewissen steht recht und fein und können mutige und freidige Männer sein, daß solch Herz und Mut ohn Zweifel auch ihren Leib und Kofs desto stärker machen wird“ . . . „Jetzt ist ihre Faust und Spieß Gottes Faust und Spieß, und sind also Gottes, des allerhöchsten Herrn, Scharfrichter und Henker“. (30, II, 174. Seerpred. IV, 493.) So sollen sie „frisch vom Leder ziehen und dreinschlagen in Gottes Namen: Hier schlägt, sticht, würget nicht ich, sondern Gott und mein Fürst, deren Diener jetzt mein Leib ist“. „Wie könnten sie ehrlicher und löblicher streiten? Geräts aber, daß sie erstochen oder erschlagen werden, — wie könnten sie redlicheres Todes sterben?“ (19, 656). „Wenn solche Leute in einem Heer viel wären, — wer würde ihnen etwas tun? Sie fressen wohl die Welt ohne Schwertschlag!“ Neun oder zehn solche oder nur drei oder vier in einem Haufen sollten „mir lieber sein denn alle Büchsen, Spieße, Kofs und Sarnisch, und wollte den Türken mit all seiner Macht kommen lassen. Denn christlicher Glaube ist kein Schimpf noch geringe Ding. . . . Er vermag alles“. (19, 661 f.)

Aber bei aller mannhaften Bejahung des harten Dienstes der Obrigkeit und des Schwertamtes harret Luther voll heißer Sehnsucht und fröhlicher Erwartung der erwünschten Stunde, „wo Gott selbst die ganze Welt, Himmel und Erde am jüngsten Tage will mit Feuer fegen und reinigen . . . Da soll des heiligen Geistes Feuer, welchs ist die christliche Liebe, allen Streit und Ursachen des Streits ganz rein ab und weg tun, daß nichts davon übrig bleibe und ewiglich nicht wieder komme.“ (19, 148. Jes. 9. III, 199.)

Luther und die Theologie des Politischen ¹⁾

Von Paul Althaus - Erlangen

1.

Luther denkt über den Staat einerseits sehr nüchtern. Er wiederholt Augustins Wort über die Staaten als magna latrocinia. Die Wirklichkeit dieses oder jenes Staates ist immer auch durch menschliche Willkür und Bier bestimmt. Aber die so bestimmte Wirklichkeit trägt dennoch ein Amt Gottes, „Oberkeit“, d. h. Obrigkeit.

Der Staat als Träger und Verwalter der Rechtsordnung ist, wie diese, nötig um des Bösen willen. Ohne den Staat würde, angesichts der zerstörenden Macht des Bösen auf Erden, kein Friede sein; der Friede aber ist die Bedingung für das Weiterleben der Menschheit, das Gott will, insonderheit auch für die Verkündigung des Evangeliums. Weil der Staat den Frieden wahrt, ist er (obgleich für die „Bösen“ ein Werkzeug des Zornes Gottes, „ein rechter Vorläufer der Hölle und ewigen Todes“) ein Werk göttlicher Liebe und Barmherzigkeit.

Der Staat und das Reich Gottes sind und bleiben zweierlei. Der Staat kann in seiner Ordnung nicht „christlich“, nicht „evangelisch“ sein. Er wäre dann ja nicht mehr Staat. Und gerade in diesem Anderssein als das Reich Gottes und seine Ordnung der Liebe ist der Staat Gottes Wille. Christlich ist es, den Staat in seiner Weltlichkeit sehen und anerkennen. Von Luther her ist man kritisch gegen jeden Gedanken des „Reiches“, bei dem die strenge Grenze zwischen irdischer Staatlichkeit und dem Reiche Gottes in mystischer Überschwenglichkeit unsicher wird und zerfließt.

2.

Die Autorität des Staates ruht allein in seinem von Gott geordneten Amte. Der Staat ist Träger dieses Amtes ohne Rücksicht auf seine geschichtliche Entstehung und unabhängig von einer bestimmten Verfassung. Menschliche und göttliche Legitimität sind zu unterscheiden. Luther hat also nichts

¹⁾ Die nachfolgende Skizze ist die Zusammenfassung eines Vortrages auf der von der Luther-Gesellschaft Herbst 1932 veranstalteten Arbeitsgemeinschaft. Sie gibt Luthers Gedanken vom Staat nicht einmal im Grundriß vollständig wieder, sondern beschränkt sich bewusst auf wenige Züge, um diese in einigen Andeutungen auf die Gegenwart zu beziehen.

mit J. Stahl und dem christlichen Konservatismus zu tun. Für Stahl gehört zum Charakter des Staates als göttlicher Ordnung das „Prinzip der Legitimität“, d. h. die Erbmonarchie. In der Gegenwart s. Hans Blüher: „Die einzige für einen Christen wirklich annehmbare Verfassung ist das Gottesgnadentum des Königs“ (Die Erhebung Israels gegen die christlichen Güter, 1931, S. 28). Im Sinne Luthers ist demgegenüber zu sagen: Obrigkeit als Gottesordnung ist nicht daran gebunden, wie die jeweils Regierenden in ihr Amt kommen. Volkswahl der Amtsträger gefährdet die gottgegebene Autorität der Obrigkeit nicht. Aber nicht die Wahl gibt die Autorität, sondern das Amt. Der vom Volke Gewählte ist kraft des Amtes, zu dem er gewählt ward, vom Volke nun unabhängig, „über“ ihm, ihm gegenüber. Das ist von jeder Verfassung zu fordern (hierin liegt das Wahrheitsmoment von Blüher's Gedanken), daß sie Raum habe für das Amt echter Obrigkeit, für die Verantwortung, welche die Obrigkeit zuletzt nicht dem Volke, d. h. seinem jetzt lebenden Geschlechte, sondern Gott, der ihr die Aufgabe an dem Volke gab, zu leisten hat. Aber die Freiheit zu dieser Verantwortung ist bei verschiedenen Verfassungen möglich. Es gibt freilich Verfassungen, die das Wesen der Obrigkeit zerstören; so der folgerichtige demokratische Parlamentarismus. Er zerstört die Obrigkeit, indem er das Volk selbst zur Obrigkeit macht.

3.

Der Versuch einer Theologie des Politischen für heute muß in mehrfacher Hinsicht über Luther hinausführen.

a) Nach Luther bedürfte es keines Staates, wenn alle Menschen Christen wären; jeder wäre dann dem anderen untertan. Ist diese Begründung der Notwendigkeit des Staates rein aus der Wirklichkeit der Sünde haltbar? Barth, Gogarten, Brunner wollen gerade hier ganz bei Luther bleiben und machen uns anderen, die wir Bedenken haben, dieses schwer zum Vorwurf.

Luthers Begründung reicht schon dann nicht aus, wenn man mit ihm den Staat rein als Hüter des Rechtes, des Friedens nach innen und außen auffaßt. Der Widerstreit, den der Staat bändigen soll und er allein bändigen kann, stammt nicht nur aus der Sünde, sondern auch aus der Verschiedenheit der Einsicht, aus dem Widereinander besonderer geschichtlicher Zielsetzungen. Nicht nur das Böse, auch die Dummheit ist eine geschichtliche Macht. Nicht nur die ungebändigte Gier der Menschen, sondern auch das Auseinandergehen der

Einsicht und der Ziele müßte zum Chaos führen. Ebenso außenpolitisch: Kampf entsteht nicht allein durch ungerechten Friedensbruch eines Angreifers, sondern auch durch den Zusammenstoß von „Recht“ und „Recht“, durch die Konkurrenz der „gerechten“ geschichtlichen Willen zweier Völker. Bewegung und Streit ist in der Geschichte nicht erst durch die grenzenlose Gier, sondern viel elementarer begründet. Aber rührt nicht auch diese vor aller einzelnen Bosheit und in ihr wirksame Dynamik geschichtlichen Widerstreites von dem Falle der Menschheit her? Diesen Gedanken bilden heißt nicht mehr Theologie treiben, sondern unerlaubt spekulieren. Wir sollen freilich alle Wirklichkeit der Geschichte auch von unserer Sünde her sehen, auf sie beziehen, von ihr aus verstehen. Aber es ist uns verwehrt, die Gesetze des geschichtlichen Lebens von der Sünde her zu leiten und damit das Geheimnis des Schöpferwillens hinweg zu rationalisieren. Man muß dann ja folgerichtig die Geschichte überhaupt als Folge des Sündenfalls erklären. Das aber ist nicht mehr Theologie, sondern Gnosis, die mit der Bibel nichts zu tun hat.

b) Bei Luther steht die Obrigkeit mit ihrem Amte dem Volke rein gegenüber. Denn ihre Hauptaufgabe ist die Wahrung des Rechtes und Friedens nach innen und außen. Für uns ist durch den Gang der Geschichte seither die Obrigkeit auch die Wahrerin der lebendigen Kraft des Volkes und seiner Lebensnotwendigkeiten geworden. Damit aber steht sie dem Volke nicht mehr nur als den Untertanen in Verwaltung der gottgesetzten Rechtsordnung gegenüber, sondern zugleich in ihrem Volke, an seiner Statt, als sein Vertreter, seines Erbes, seiner Zukunft, seiner Volkheit Sachwalter. Die Regierung ist für uns nicht nur Obrigkeit, sondern auch Führung. Ihr Führen ist Dienst an der Sache des Volkes, für die aber auch jeder Einzelne im Volke mit verantwortlich ist. Daher stehen wir zur Regierung nicht mehr nur so wie Luther es den Untertanen vorschrieb: in einem Gehorsam (es sei denn, daß etwas wider Gottes Gebot gefordert werde), der auch schlechte Obrigkeit, ihr Unrecht, ihre Willkür und Gewalttat zu leiden bereit sein muß. Die Regierung darf und soll von uns allen gemessen werden an der Sache unseres Volkes, der sie zu dienen hat, für die auch wir alle mit verantwortlich sind. Wir sind zur Kritik und, wenn es sein muß, zum Kampfe gegen eine Regierung, die nicht mehr dem Leben und der Aufgabe des Volkes dient, zum Ungehorsam gerufen. Luther dachte nur an den Un-

gehorsam der Untertanen in eigener Sache. Aber es gibt auch einen Ungehorsam um des Staates, um der Zukunft des Volkes willen, einen Ungehorsam, der aus dem Gehorsam gegen die Sache meines Volkes kommt. Luther verbietet, in folgerichtiger Anwendung seines Begriffes der Obrigkeit, jede Revolution. Dieses unbedingte Nein darf ihm die gegenwärtige lutherische Ethik nicht mehr nachsprechen. Aus dem neuen Verständnis der staatlichen Gewalt als Dienst an der Sache und Sendung des Volkes, die uns allen verantwortlich aufgetragen ist, folgt: es gibt die äußerste Möglichkeit, daß man wider eine Regierung Gewalt üben muß, um das Land und seine Zukunft vor seinen Verderbern zu retten. Lebendige lutherische Lehre vom Staate kann nicht grundsätzlich antirevolutionär sein ²⁾.

Quellen: Luther, Von weltlicher Obrigkeit, 1523.

Alle Schriften zum Bauernkriege, 1524/25.

Ob Kriegsleute . . . 1526.

Auslegung des Psalms 82. 1530. Weim. Ausg. Bd. 31, I.

Auslegung des Psalms 127. 1532/33. WA. Bd. 40, III.

Die Genesis-Vorlesung.

Aus der Literatur: K. Söll, Luther, 2. Aufl., S. 252 ff.

S. Jordan, Luthers Staatsauffassung. 1917.

Th. Pauls, Luthers Auffassung von Staat u. Volk, 2. Ausg. 1927.

J. Binder, Luthers Staatsauffassung, 2. Aufl., 1928.

G. Solstein, Luther und die deutsche Staatsidee, 1926.

W. Elert, Morphologie des Luthertums, II, 1932, S. 313 ff.

Das Wort Gottes bei Luther ¹⁾

Von Heinrich Bornkamm-Gießen

Das Thema soll in seiner durch den Kampf der Reformatoren gegen den Spiritualismus bestimmten geschichtlichen Form angegriffen werden: Wort Gottes als geschichtliche Offenbarung und als von Gott berührte Innerlichkeit, äußeres und inneres Wort, Wort und Geist.

²⁾ Vergl. meinen Grundriß der Ethik, 1931, S. 106, und den wichtigen Aufsatz von E. S i r s c h, Vom verborgenen Souverän. Glaube und Volk, 2. Jahrgang, Heft 1.

¹⁾ Skizze eines Vortrages auf der Arbeitsgemeinschaft der Luther-Gesellschaft Herbst 1932. Der Vortrag wird in der Schriftenreihe der Luther-Gesellschaft veröffentlicht.

1. Beides wird von Luther als Einheit verstanden, das Wort als Geist gedacht. Das Wort Gottes ist geisthaltig, aber der Geist auch wortgebunden. Luther leugnet den „vom Wort abgesonderten“ Geist der Schwärmer, der den Menschen „ohn Mittel“, ohne das geschriebene und gesprochene Wort entzündet. Aber er weiß, daß Gottes Wort keine berechenbare Wirkung hat, sondern daß Gott seinem ungebundenen Willen vorbehalten hat, aus seinem Wort ein mich treffendes Wort für mich zu machen. Die Wirkung des Wortes ist unabhängig von der inneren Bereitung des Menschen, es zu empfangen. Es ist nicht nur dort vorhanden, wo es Frucht bringt, sondern auch dort, wo es unfruchtbar bleibt. Es gibt schließlich keine unmittelbare, vom Wort losgelöste, fühlbare Gewissheit. Sich auf sein Geisterleben zu verlassen, heißt Gott versuchen und führt in die fürchterlichste Ungewissheit. Die Spiritua- listen haben Luther den Vorwurf der Ungewissheit zurückgegeben, da das Wort als Schrift vieldeutig und mißverständlich sei. Luther war darum gezwungen, über den einheitlichen Sinn der Schrift, über

2. das Wort als Offenbarung nachzudenken. Das Wort ist wie das Sakrament ein von Gott zur Sündentung auf ihn gesetztes Zeichen. So ist Christus das Wort Gottes oder vom Wort Gottes gedeutetes Sakrament, nicht Exempel zur Nachfolge. Er ist zunächst Gottes inneres Wort, das in vollkommenem Innesein in Gott lebt, wie das Wort unseres Herzens in uns. Er ist als Wort Mittler der Welterschöpfung und schließlich der einheitliche Sinn der Schrift. Dadurch ermöglicht er ihr einheitliches Verständnis. Die Schrift ist klar; nicht als gäbe es für jede Stelle eine zweifelsfreie Auslegung, aber die von ihr gemeinte Hauptsache läßt sich in der dem Predigtamt gegebenen „äußeren Klarheit“ erkennen. Die „innere Klarheit“ über das, was die Schrift von mir und meinem Leben will, kann nur Christus als Geist geben. Luther kennt der Schrift gegenüber die doppelte Haltung: Gehorsam und Freiheit. Die Kritik ist darin begründet, daß das Wort nur eine verhüllte Offenbarung bietet. Es ist in seiner irdischen Gestalt nur verbum abbreviatum und kann zur Offenbarung nur im Affekt, nur in schöpferischer Zuwendung zu mir werden. Darum ist

3. das Wort als Schöpfung zu verstehen. Das Wort ist als Geist Teilhaber der göttlichen Allmacht; in dem unanschaulichen Vorgang des Hörens vollzieht sich die Neugeburt des Menschen. Er kann davon Erfahrung haben,

darf aber seine Hoffnung nicht auf diese Erfahrungen, sondern allein auf Gottes Verheißung setzen. Aus den neugeborenen Einzelnen schafft sich das Wort die unsichtbare, aber wirkliche *communio sanctorum*. Es wäre verfehlt, in Luthers Vorstellung von dem schöpferischen Wort einen verwandelten Rest von katholischem Sakramentsdenken zu sehen. Vielmehr gründet sich sein Glaube an die Allmacht des Wortes nur auf Gottes Verheißungen. Das offenbarende und schöpferische Wort erschließt das Handeln Gottes der Menschheit und dem Einzelnen und bekommt damit einen geschichtlichen Sinn.

4. Das Wort als Geschichte. Das Wort schafft sich seine geschichtlichen Formen: Schrift, Kirche, Predigt und Sakrament. Dabei enthüllt sich in mehrfacher Hinsicht ein eigentümliches Verhältnis zur Zeit: Gott hat sich mit der nichtumkehrbaren Folge von Wort und Geistesmitteilung an die Zeit gebunden; in der Wirkung des Wortes wird die Zeit aufgehoben: Vergangenes wird mir gleichzeitig gemacht. Die Zeit ist für Luther Heilsgeschichte, in der von Anfang bis Ende das in der Mitte der Zeit zum Ereignis gewordene Heil ausgeteilt wird. Dadurch wird der neue, an Gottes Geschichte teilnehmende Mensch geschaffen. Das Heilsgeschehen zielt auf das „für mich“. Aber der so in seiner Existenz vor Gott geschaffene geschichtliche Mensch wird zugleich in seiner natürlichen Besonderheit, mit seinem individuellen Gewissen erhalten. Damit entfaltet sich aus der Wortlehre eine Menschenauffassung, deren Kampf mit dem spiritualistischen Menschenbilde eines der bedeutendsten Themen der neueren Geistesgeschichte ist.

Luthers liturgisches Handeln in seiner Bedeutung für die Gegenwart ¹⁾

Von Theodor Knolle-Samburg

Die neuere Lutherforschung hat sich bei der Agendenreform noch nicht fruchtbar erwiesen, weil das Schleiermacher-Ritschl'sche Verständnis des Gottesdienstes als Darstellung der Gemeinde in der liturgischen Bewegung der Gegenwart immer noch nachwirkt. Insbesondere hat Gottschicks Behauptung

¹⁾ Skizze eines Vortrages auf der Arbeitsgemeinschaft der Luther-Gesellschaft Herbst 1932.

tung eines liturgischen Versagens Luthers die Beurteilung des Lutherschen Ansatzes der Liturgie bis in die Gegenwart hinein getrübt. Gottschick scheidet zwischen einem mittelalterlichen Erbe bei Luther, nach dem der Gottesdienst Erziehungsort für die Unvollkommeneren sei, und zwischen seiner eigentlich reformatorischen Anschauung vom Gottesdienst als des gemeinsamen Lobopfers der Gläubigen. Der nicht abgestoßene vorreformatorische Rest soll Luther an einer evangelischen Reform des Gottesdienstes gehindert haben. Wir behaupten demgegenüber die geschlossene Einheit von Luthers Wort und Werk auch auf dem Gebiete des Gottesdienstes.

Freilich muß man dazu Luthers liturgisches Handeln in der Wechselwirkung von grundsätzlicher Haltung und vorfindlicher Begebenheit beachten und bei verschiedener Auswirkung in Äußerung und Gestaltung unter verschiedenen Verhältnissen auf den reformatorischen Quellort zurückführen: Die Rechtfertigungslehre.

Der entscheidende Grundsatz Luthers für den Gottesdienst lautet: Gott handelt niemals anders mit dem Menschen als durch das Wort der Verheißung der Vergebung der Sünden. Weil es Luther um dieses Handeln Gottes geht, weiß er nichts von einem Zeilwert der Liturgie. Die Grundordnung der Rechtfertigung allein aus Gnade, das beneficium Gottes, entwertet alles Ordnen des Menschen im Sinne eines officium, einer heilsnotwendigen Ordnung des Gottesdienstes. Abzulehnen sind daher die Versuche, der liturgischen Ordnung einen Eigenwert zu geben, wie sie in der hochkirchlichen Eucharistie und ihrem Ritualismus, in der Menschenweihbehandlung der Christengemeinschaft und ihrer Einfügung in den Ordnungsgang des Alls, auch in der sinnvoll-gleichnishaften Deutung der Ordnung im Berneuchener Buch gemacht werden.

Andererseits ist es falsch, die Bedeutung der Ordnung für den Gottesdienst zu unterschätzen. Die Reformatoren haben gegenüber Spiritualisten und Schwärmern die Notwendigkeit der Ordnung betont. Das Luthertum hat außerordentlich prägnante Ordnungen in seiner Blütezeit gebildet. Ihre Zerstörung geht nicht auf den Ansatz der Reformation, sondern auf den Abfall von ihr in der Zersetzung des Liturgie-, Kirchen-, Amts- und Gemeindebegriffes durch den Individualismus bzw. den Calvinismus zurück. Die Gnadenordnung schließt die Offenbarung Gottes als „Äußerung“ in Sei-

nem Wort, der Fleischwerdung Christi und der äußeren leiblichen Verkündigung in der Gemeinde ein. Verleiblichung des Wortes ist Gottes Ordnung für den Gottesdienst. Diese äußere Ordnung, daß Gottes Wort verkündigt werde, ist — auch als äußere Ordnung — Gottes Ordnung. Das den Menschen rechtfertigende Wort Gottes, die Verkündigung der Vergebung, also begründet die Liturgie. Das ist das *primum* und *activum*, das nun freilich als „Wiederum“ und *passivum* Gebet und Lobgesang als Antwort der Gemeinde erweckt. Diese Rangordnung bestimmt das Verhältnis von Wort Gottes und Antwort der Gemeinde im Gottesdienst. Die oft gewünschte stärkere Betonung der Feier, der Anbetung oder gar des heiligen Schweigens birgt die Gefahr einer Loslösung der Antwort von der sie erst ermöglichenden Anrede Gottes. Dabei sind Wort Gottes und Antwort der Gemeinde nicht auf einzelne Stücke des Gottesdienstes zu verteilen, vielmehr sind Predigt und Preis in Gebet und Gesang stets zugleich Wort Gottes und Antwort der Gemeinde. Nur als die von Gott in Gnaden Aufgerufenen können wir unsere Stimme zu Ihm erheben. Die Entgegenstellung von erzieherischem und lobpreisendem Charakter der Liturgie fällt damit dahin. Gottesdienst ist immer den Menschen bewegendes Handeln Gottes in Seinem Wort.

Ist das rechtfertigende Wort Gottes das den Gottesdienst begründende, so ist dieser nicht zuerst vom Bewußtsein oder dem Bedürfnis der Gemeinde aus zu ordnen, sondern vom Worte Gottes, seinem Anspruch und seiner Verheißung. Der Gottesdienst ist nicht auf die „Minimaltendenz“ menschlicher Möglichkeiten, sondern auf die Maximaltendenz der Wunderwirkung des göttlichen Wortes abzustellen.

Ist das rechtfertigende Wort Gottes die wirksame Ordnung des Gottesdienstes, so sind gegenüber dieser Inhaltsfrage alle Formfragen zweiten Ranges. Man hüte sich vor Überschätzung der Form, ganz gleich ob der konservierenden, modernisierenden oder symbolisierenden. Luther verwarf die Römische Messe im Grundsatz als Satanswerk, haute aber mit neuem Grundsatz aus ihren Formen den evangelischen Gottesdienst auf.

Das heilige Abendmahl ist nach Christi Einsetzung — auch nach seiner äußeren Ordnung — „Gottes liebe und väterliche Ordnung“ zu Siegel und Pfand der Rechtfertigung. So ist die Abendmahlsfeier nicht in erster Linie Eucharistie (Danksgiving der Gemeinde), wie jetzt nicht nur die

Hochkirchler, sondern auch andere Liturgiker wollen, sondern zuerst Handeln Gottes im Wort und Siegel der Vergebung, Eucharistie erst in der Antwort darauf. Die Vorschläge zur Reform der Abendmahlsfeier (Wegfall der Beichte, stärkere Betonung des Freudensanges der Dankagung) sind daran zu messen. Die alte lutherische Ordnung darf, weil sie dem Rechnung trug, in ihrer Grundstruktur nicht verwischt werden.

Das gilt insbesondere von der Zusammenordnung von Predigt- und Abendmahlsgottesdienst, wie sie in der alten lutherischen Ordnung gegeben war. Die Verkündigung des Predigtgottesdienstes drängt geradezu zur Aktualisierung und Zuspitzung der Vergebungsbotschaft im Angebot von Brot und Wein. Der Rückgang der Abendmahlsgäste hängt ohne Zweifel mit der Absplitterung der Abendmahlsfeier vom Wortgottesdienst zusammen; der Rückgang des Sonntagsgottesdienstbesuches ist aber nicht minder daraus zu erklären, daß mit dem Wegfall des Sakramentes der Charakter des Gottesdienstes als eines Handelns Gottes in Seinem Wort beeinträchtigt erscheint.

Aus Luthers Grundhaltung erklärt sich sein praktisch liturgisches Handeln. Er ordnet neu — denn er stellt dem Gottesdienst der Werkgerechtigkeit den der Gottesgerechtigkeit gegenüber. Er ordnet aber im Anschluß an die gegebenen Formen in Aufbau und Einzelstücken, weil gerade der Rechtfertigungsglaube ihn gottgeschenkte Gegebenheiten der Kirche, Gemeinschaftswerte liturgischen Erbgutes selbsterdachter Konstruktion mit ihrer Gefahr neuer Formgesetzlichkeit vorziehen ließ. Er verzichtet lieber auf liturgische Ideale und Theorien, als daß er die Verwirklichung des Gottesdienstes auf Grund der gegebenen Gemeinschaftsformen gefährdete.

Das gilt auch gegenüber dem Gesamtaufriß der Gottesdienstordnung. Man hat es als einen Mangel bezeichnet, daß Luther hier nicht ein völlig Neues aus evangelischen Voraussetzungen geschaffen, sondern sich im Wesentlichen an den Gang der Römischen Messe angeschlossen habe. Aber wenn es denn in jedem Stück des evangelischen Gottesdienstes auf das Wort Gottes und die von ihm geweckte Antwort ankommt, kann dann der Gang des Gottesdienstes entscheidend sein? Will man Gott vorschreiben, an welchem logisch, künstlerisch, psychologisch oder symbolisch errechneten Höhepunkte der Wortdarbietung Er am stärksten heraustreten soll? Muß es Ihm nicht freigestellt

werden, ob Er den Menschen oder die Gemeinde beim Introitus oder bei der Predigt, beim Choral oder beim Abendmahl am stärksten anreden will? Nur daß alles darauf gerichtet ist, daß Er immer und überall im Gottesdienst das erste Wort hat und daß es wirklich Sein Wort ist! Diese punktuelle Dynamik des Wortes ist wichtiger als die lineare Architektur des Gottesdienstes.

Luther selbst und die Großzeit der lutherischen Kirche hat einen reichen Schatz von Formen geschaffen, diese Dynamik des Gotteswortes zu entfalten, die Wortdarbietung vor Eintönigkeit, Flachheit und Abgegriffenheit zu bewahren. Eine Fülle von Formen der gesprochenen und gesungenen Darbietung ist lutherisches Erbe, dazu die Gliederung der Gemeinde in die Gruppen von Pastor, Chor, Gesamtgemeinde, Einzelnen, Kindern, Kantor, Männern, Frauen, Organisten, die in verschiedenem Maße und wechselseitiger Anregung an der Liturgie beteiligt werden, und schließlich die Verteilung und inhaltliche und musikalische Akzentuierung des Gotteswortes auf das Kirchenjahr und seine de tempore erfolgende Gliederung. Das meiste dieser Wortmannigfaltigkeit und Vertiefung ist uns verloren gegangen. Wir werden wieder den alten Ansatz der Dynamik des Wortes Gottes im Gottesdienst erneuern müssen, wollen wir die lutherische Grundlage nicht preisgeben. „Es ist nichts besser getrieben denn das Wort.“

Quellen-Auswahl.

- Ein Sermon von dem Neuen Testament, das ist von der heiligen Messe 1521, WA. IV, 349 ff.
Von Ordnung Gottesdiensts in der Gemeinde 1523, WA. XII, 31 ff.
Formula missae et communionis 1523, WA. XII, 197 ff.
Deutsche Messe und Ordnung Gottesdiensts 1526, WA. XIX, 44 ff.
Vermahnung zum Sakrament des Leibes und Blutes Christi 1530, WA. XXX, 2, 589 ff.

Literatur-Auswahl.

- Joh. Gottschick: „Luthers Anschauungen vom christlichen Gottesdienst und seine tatsächliche Reform desselben“, Freiburg 1887.
Franz Rendtorff: „Die Geschichte des christlichen Gottesdienstes unter dem Gesichtspunkt der liturgischen Erbfolge“, Gießen 1914.
Leonhard Fendt: „Der lutherische Gottesdienst des 16. Jahrhunderts“, München 1923.
Karl Zoll: „Was können wir für die Neugestaltung unseres evangelischen Gottesdienstes von Luther lernen“, Luther-Jahrbuch 1924.
Ad. Allwöhn: „Gottesdienst und Rechtfertigungsglaube, Luthers Grundlegung evangelischer Liturgik“, Göttingen 1926.

Theodor Knolle: „Luthers Deutsche Messe und die Rechtfertigungslehre“, Luther-Jahrbuch 1928.

Otto Diez: „Die liturgische Bewegung der Gegenwart im Lichte der Theologie Luthers“, Göttingen 1932.

Das pädagogische Problem im Lichte Luthers¹⁾

Von Martin Doerne-Lückendorf

Die pädagogische Krisis der Gegenwart, die zu neuer Bemühung um eine „evangelische Pädagogik“ geführt hat, weist uns heute nachdrücklich auf die Serausarbeitung der reformatorischen Grundlagen alles Erziehungswerkes hin. Es fällt auf, daß die heutigen Ansätze zu evangelischer Pädagogik bisher nur selten direkte Anlehnung an Luther gesucht haben. Dieser Mangel muß um so mehr bedauert werden, als bei Luther sowohl zur theologischen Grundlegung der Pädagogik wie auch zur konkreten Gestaltung des Erziehungswerkes reiches Material vorliegt. Dieses Material hat nicht nur historisches Interesse; es kann vielmehr als unmittelbarer Beitrag zu den gegenwärtigen Verhandlungen über „evangelische Pädagogik“ verstanden und ausgewertet werden. Man darf sich hierbei aber nicht auf Luthers Äußerungen zur Schulfrage und zum „Religionsunterricht“ beschränken. Es kommt vornehmlich auf zwei Hauptfragen an:

1. Was verstand Luther unter Erziehung überhaupt?
2. Wie kommt bei ihm das Problem einer „christlichen Erziehung“ zu stehen?

1. Das Verständnis der Erziehung überhaupt.

a) Dieses Verständnis ist zu gewinnen aus der Tatsache, daß bei Luther Erziehung primär als elterliche Pflicht beschrieben wird und daß demgemäß die Familienerziehung den Vorrang vor allen anderen Erziehungsformen hat. Luther ist nicht an einer sozialphilosophischen Begründung des „Elternrechts“ gelegen. Aber er sieht das Erziehungswerk in wesenhaftem Zusammenhang mit der natürlichen, blutsmäßigen Verbundenheit von Eltern

¹⁾ Skizze eines Vortrages auf der Arbeitsgemeinschaft der Luther-Gesellschaft Herbst 1932. Der Vortrag ist in Nr. 18—20 der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung 1933 erschienen.

und Kind. Das „Aufziehen“ folgt notwendig aus der Erzeugung der Kinder im Schoß der Familie. — Von hier aus ergibt sich ein sachlicher, illusionsfreier Begriff der Erziehung: Erziehung nichts als Hilfe für den werdenden Menschen, die ihm das Hineinwachsen in das Vollmaß seines Daseins ermöglichen soll. Jeder Erziehungsauftrag ist in die Lebendigkeit eines echt persönlichen Verhältnisses zum Zögling hineingebunden. Es gibt keine generelle Vollmacht für den Berufspädagogen. Obwohl also die Erziehung von Haus aus durchaus „weltliches“, „natürliches“ Werk ist, kommt sie zur Erfüllung ihres Sinnes doch nur im Glauben. „O wie ferlich ist's, vatter und mutter sein, wo nur fleisch und blut regiret“ (Wl. 6, 252).

b) Diese Unentbehrlichkeit des Glaubens für den Erzieher ist bei Luther in dem Sinne behauptet, daß nur der Glaube die Eltern instandsetzt, die „Seele“, die Personalität ihrer Kinder ganz ernst zu nehmen. Erst durch den Glauben wird Erziehung, was sie sein soll, nämlich reines Dienenvollen an der Person des Zöglings, reine Betätigung absichtslos dienender Liebe. Eben aus diesem Grunde aber muß Erziehung, die ihren Sinn nicht verfehlen will, in ihrem Kerne sittliche „Zucht“ sein; der Zögling wäre nicht recht ernst genommen, wenn die Erziehung ihn nicht mit allem Nachdruck in den Gehorsam gegen die ihn beanspruchenden sittlichen Ordnungen, in die persönliche Verantwortung hineinzuführen wollte. Schon Luther warnt vor dem pädagogischen Naturalismus, der das Kind nur organologisch als „Keim“ eines künftigen Lebewesens versteht. Steht nun aber alle „Zucht“ infolge der mit ihr unabwendbar verbundenen Heteronomie immer in der Gefahr, ihren Zögling entweder in der Sphäre bürgerlicher Gerechtigkeit zur Ruhe kommen zu lassen oder ihn in der Furcht der Menschen seelisch zu zerbrechen, so tut der Glaube dem Erziehungswerk den entscheidenden Dienst, es von diesen beiden Todesgefahren zu befreien. Diese Befreiung geschieht, indem in die Erziehung nun der Aufruf zur Furcht und zum Dienst Gottes hineingesprochen wird. Nur da, wo die Erziehung in ihrer letzten Spitze „Zucht und Vermahnung zum Herrn“ ist, kann sie ihr Wesen bewahren. Sie muß sich selbst transzendieren, um sich nicht zu verlieren in bloßer Konvention und Zuchtmeisterei.

c) Alle diese wichtigen Gedanken zur Grundlegung der Pädagogik sind von Luther im Zusammenhang seiner Ausführungen über die Familienerziehung entwickelt. Diese Beobachtung führt uns zu einer Korrektur der weithin

üblichen Überschätzung von Luthers Beitrag zum Schulwesen. Die Schule ist für Luther nicht eigentlich Erziehungs-, sondern Bildungsinstitut. Das Programm der allgemeinen Volksschule taucht nur gelegentlich am äußersten Rande von Luthers Schulschriften auf. Der Begriff der eruditio, um den sich seine Gedanken über das Schulwesen sammeln, darf nicht verwechselt werden mit dem heutigen „Bildungs“-Begriff. Für Luther ist Bildung (als Aufgabe der Gelehrtenschule) nicht integrierendes Moment in der „Erziehung zum Menschen“, sondern lediglich Sache eines bestimmten Standes (Theologen und Juristen), an dessen Erhaltung Staat und Kirche interessiert sind. Der Zusammenhang zwischen Reformation und Schulwesen ist nicht so tief begründet wie das die neuzeitlich-humanistische Deutung der Reformation oft behauptet. Das Schulproblem ist nur ein begrenzter Ausschnitt aus dem Ganzen von Luthers Pädagogik.

2. „Christliche Erziehung“ bei Luther.

a) Die Wiederaufnahme der Besinnung über die Zusammengehörigkeit von Erziehung und Glauben (1 b) führt uns auf die Probleme des „Katechismus“. Das Anliegen des Katechismus, der christlichen Unterweisung, das innerhalb von Luthers Werk eine entscheidende Rolle spielt, ist nicht eigentlich ein pädagogisches, sondern ein evangelistisches. Der Katechismus als christliche Elementarlehre, deren Verbreitung die Katechismen Luthers dienen wollen, ist nicht nur für die Jugend, sondern für die „Einfältigen“, d. h. für die breiten Kreise des Kirchenvolks überhaupt bestimmt. Nun kommt gerade in der katechetischen Lebensarbeit Luthers zum Ausdruck, daß die kirchliche Volkspredigt in erster Linie immer wieder Predigt des Gesetzes sein muß; es ist kein Zufall, daß innerhalb der Auslegungen und Predigten des Katechismus, die wir von Luther besitzen, der Dekalog so breiten Raum einnimmt. Daß nach reformatorischer Überzeugung (vgl. Luthers Kampf gegen J. Agricola) der göttlichen Evangeliumspredigt immer erst die göttliche Gesetzespädagogie vorangeht und vorangehen muß, das ist nicht Abfall von der reformatorischen Rechtfertigungslehre, sondern im Gegenteil praktische Bezeugung des mit dieser Rechtfertigungslehre eng verknüpften Satzes vom homo simul iustus et peccator, m. a. W. Beweis für die Nüchternheit der lutherischen Anthropologie. Das Evangeliumswort selbst entäußert und verwandelt sich

in die Gestalt der „Pädagogie“, der Zucht, um diesem Menschen in seine Sündenlage hinein nahe zu kommen. Die Kirche, die am werdenden Menschen „Zucht und Vermahnung zum Herrn“ treibt, setzt nur das Werk ihres Herrn fort, der auch um unsererwillen Knechtsgestalt annahm. Die Zucht des Gesetzes ist die verborgene Gestalt der Gnade. — Damit ist die Korrelation zwischen Erziehung und Verkündigung des Wortes von beiden Seiten her geschlossen: 1. Die Erziehung, wenn sie ihren Sinn bewahren will, muß sich aufheben in die „Zucht und Vermahnung zum Herrn“, und 2. Die Verkündigung des Evangeliums, um den Menschen wirksam zu erreichen, muß sich zur Gesetzeszucht herablassen. Luther hat diese Doppelbewegung in der Beschreibung der „Kinderzucht“ ganz anschaulich aufgewiesen.

b) In dem entwickelten Sinne wird für Luther der Begriff einer „christlichen Zucht“ also ein theologisch sinnvoller Begriff. Er ist freilich, wie wir heute wissen, stets von den Gefahren der Schwärmerei oder der weltlichen Überfremdung bedroht. Aber überall, wo der beschriebene Wechselbezug zwischen Erziehungswerk und Wortverkündigung erfaßt wird, da empfängt er sachliche Notwendigkeit. Die Frage muß nun gestellt werden, ob und inwiefern dieser Begriff „christliche Zucht“ auch den Begriff einer kirchlichen Erziehung im Gefolge hat. Hier ist zunächst zu sagen, daß Luther niemals den Anspruch eines kirchlichen Erziehungsmonopols erhoben hat. Organisatorische Fragen wie z. B. die der kirchlichen Schulaufsicht haben für ihn keine grundsätzliche Bedeutung. Dennoch ist bei ihm alles Erziehungswerk, das häusliche wie das öffentliche, von der Wirklichkeit der Kirche, der Christenheit umfaßt. Dieser Zusammenhang wird nicht nur darin sichtbar, daß die Lateinschule, auf die sein Blick in den Schulschriften hauptsächlich gerichtet ist, der Kirche künftige Diener heranbilden soll, — auch nicht nur darin, daß er das Amt des Schulmeisters neben dem des Pfarrers stets als ein kirchliches Amt nennt. Sondern alle Erziehung ist nach Luther Hineinweisung in die christliche Kirche, und eben die Not der Kirche ist es, die ihm die Mahnung zu größerer Erziehungstreue zu einem so dringlichen Anliegen macht. Man könnte versuchen, diese universale Kirchbezogenheit alles Erziehungswerkes als eine Folge der (bei Luther noch nachwirkenden) mittelalterlichen Theorie vom corpus christianum zu erklären und damit dann zugleich ihre Bedeutsamkeit für die Gegenwart zu verneinen. Dem steht aber entgegen, daß auch für Luther

jener Zusammenhang zwischen Erziehung und Kirche nicht empirisch, sondern theologisch begründet wird. Erziehung kann deshalb den Zusammenhang mit der Kirche nicht preisgeben, weil nur die kirchliche Wortverkündigung ihre Träger und ihr Werk im Gehorsam gegen ihren Auftrag halten kann. Überall, wo man den Jögling nicht leztthin für die Kirche erzieht, da verrät man seine Seele. Anschaulich wird diese unaufgebbare Verbindung für Luther — und ebenso für uns — an der Tatsache der universalen K i n d e r t a u f e. Um der Kindertaufe willen kann auch die Kirche selbst nicht ablassen, sich für das Erziehungswerk in allen seinen Dimensionen mitverantwortlich zu wissen. Die Wege, auf denen diese Verantwortung der Kirche betätigt wird, wechseln mannigfach. Aber immer muß vonseiten der Kirche gefordert werden, daß das öffentliche Erziehungswerk in allen seinen Formen und Bereichen sich innerhalb der Bahnen hält, die dem getauften Jögling durch seine Berufung zur Kirche Gottes vorgezeichnet sind. Damit ist auch (anstelle des abgewiesenen Erziehungsmonopols) ein oberstes geistliches Schiedsrichteramt der Kirche in allen Erziehungsfragen aufgerichtet, das von der evangelischen Kirche nicht weniger konkret betätigt werden sollte als von der römisch-katholischen. Es kann aber nur dann wirksam ausgeübt werden, wenn wir eine evangelische Theologie der Erziehung haben. Am Aufbau dieser Theologie der Erziehung mitzuhelfen, ist heute eine der dringlichsten Aufgaben, die uns Gliedern der evangelischen Kirche gestellt sind.

Quellennachweis.

Für die Erfassung von Luthers Pädagogik kommen vor allem drei Gruppen seiner Schriften (bezw. Predigten) in Betracht:

a) Die Schriften zur Schulfrage:

An die Rathherren aller Städte deutsches Lands, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen 1524 (WA. 15, 9—53).

Eine Predigt, daß man Kinder zur Schulen halten solle 1530 (30 II, 508—88).

b) Die Ausführungen über den Haus- und Ehestand

(größenteils Katechismusauslegungen und -predigten, namentlich zum 4. Gebot):

Decem praecepta Wittenbergensi praedicata populo 1518 (1, 394—521).

Katechismuspredigten 1528 (30 I, 1—122).

Großer und Kleiner Katechismus 1529.

Sermon von den guten Werken 1520 (6, 202—76).

Ein Sermon von dem ehelichen Stand 1519 (2, 162—71).

Vom ehelichen Leben 1522 (30 II, 267—304).

Vorrede zu J. Menius, Oeconomia Christiana 1529 (30 II, 49—63).

Der 127. Psalm, ausgelegt an die Christen zu Riga 1524 (15, 348—79).

c) Grundsätzliches über Katechismus und Kirchenzucht:

Vorreden der beiden Katechismen.

Deutsche Messe 1526 (19, 72 ff.).

Weiterhin viel Einzelmateriale in den verschiedenen Auslegungen zu Galater 3, 23 ff. (Kommentare zu Gal. Predigten), in den Tischreden. Wichtig auch „Von Konziliis und Kirchen“ (50, besonders S. 614 ff., 651 f.).

Neuere Literatur zu Luthers Pädagogik sehr spärlich. Die meisten Darstellungen und Untersuchungen beschränken sich auf Luthers Katechismusarbeit.

Bücherschau

Oskar Thulin, Die Lutherstadt Wittenberg und Torgau, 48 S. Text, 80 S. Abbildungen. Deutscher Kunstverlag, Berlin 1932.

Der Konservator der Lutherhalle hat in Verbindung mit der staatlichen Bildstelle das Bildwerk über die Lutherstadt geschaffen, das alle anderen — und es waren nicht schlechte darunter — in den Schatten stellt. Das reiche, außer auf achtzig Bildseiten auch in den Text aufgenommene Bildmaterial bringt mustergültige Aufnahmen der Staatlichen Kunststelle. Sie geben eine lebendige Vorstellung von Wittenbergs und Torgaus Architektur, lassen in manche Einzelheiten der Kunstdenkmäler und malerische Winkel hineinschauen. Wer selbst Wittenberg kennt, freut sich, wie viel von der dem schnellen Besucher oft verborgenen Schönheit hier gezeigt wird. Wer es noch nicht kennt, muß an diesem Buche Lust zum Beschauen bekommen. Ja, manches sieht auch der Eingeweihte hier zum ersten Male deutlich, so etwa Ausschnitte aus hoch hängenden Bildern, aber auch das Stadtbild nach fliegeraufnahmen. Dazu kommt nun die Einführung von Thulin, die auf knappem Raum das Wesentliche mit geschichtlicher Genauigkeit und darstellerischer Klarheit heraushebt. Er behandelt das Bild der Lutherstadt Wittenberg und ihre Geschichte, das Schloß und die Schloßkirche, das Bürgertum und die Stadtkirche, das Lutherhaus und die Universität und schließlich alle diese Stätten des Wirkens überleuchtend das Antlitz des Reformators. Jedes einzelne Kapitel ist ein Kabinettstück geistesgeschichtlicher Erhellung der Bau-, Raum- und Kunstformen der Reformationsstätten. Torgaus Schilderung schließt sich dem würdig an. Es ist ein Genuß, zu beobachten, wie hier ein weitschichtiges Material gelehrter Forschung zu unmittelbar anschaulicher Verarbeitung gelangt. Wir stehen nicht an, Thulins Buch als das Buch der Lutherstadt zu bezeichnen. R.



LVCAE OPVS EFFIGIES HAEC EST MORITVRA LVTHERI
AETHERNAM MENTIS EXPRIMIT IPSE SVAE.
M. D. X. X. I.

Abbildung 2
Luther als Professor 1521

Luthers Wort in unserer Zeit

Festpredigt, gehalten in der Schloßkirche zu Wittenberg am 10. September 1933.

Von Hermann Wolfgang Beyer, Greifswald.

2. Petr. 1, 19—21. „Und wir haben desto fester das prophetische Wort, und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche, und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen.

Und das sollt ihr für das erste wissen, daß keine Weisagung in der Schrift geschieht aus eigener Auslegung.

Denn es ist noch nie eine Weisagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem heiligen Geist.“

Luther steht heute auf unter uns! Der Mann, den vor 450 Jahren, da er ein Kindlein ward, eine deutsche Mutter unter ihrem frommen Herzen getragen, der Mann, dessen Sammerschläge einst an der Tür dieser Kirche erklungen sind und eine Zeitenwende ausgelöst haben, der Mann, der seit Jahrhunderten unter dieser Kanzel ausruht von seinem Kampfdurchstürmten Erdenwandel, der will heute lebendig werden und zu uns reden. Er selbst hat einmal in getroster Gläubigkeit gesagt: „Nach meinem Tod sollen sie erst den Luther recht fühlen!“ Wir wissen, wie stark dies Wort in Erfüllung gegangen ist. Aber nun erhebt sich für uns die Frage, ob wir den Luther mit seinem Wort und seiner Kraft noch so stark in uns tragen, daß wir es wagen dürfen, seiner feiernd zu gedenken. Um uns so zu fragen, kommt Luther herauf aus seiner Gruft. Darum stehen wir ihm heute in unmittelbarer Begegnung gegenüber, um uns vor ihm zu verantworten, um uns von seinem prophetischen Wort den Weg weisen zu lassen.

Wenn wir Luther anschauen und von ihm reden wollen, so können wir das als evangelische Christen nicht anders tun, als daß wir auch seine Gestalt unter das Wort und Maß der Bibel stellen. So dürfen wir wohl den Satz des Neuen Testaments, der zunächst im Blick auf die großen Gottesmänner des Alten Bundes, dann aber als Prüfstein für alles echte Prophetentum gesprochen worden ist, auf den Mann anwenden, der sich selbst mit der demütigen Gläubigkeit, die ihm eigen war, einen „Propheten der Deutschen“ genannt hat: „Es ist noch nie eine Weisagung aus menschlichem Willen hervor-

gebracht, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem heiligen Geist". Nicht besser kann mit kurzem Wort gesagt werden, was Luthers Kraft und Größe ausgemacht hat. Seine Sache war das prophetische Wort, das in Gottes Auftrag verkündete Evangelium. Sein Dienst war Auslegung der Heiligen Schrift; denn Luther wußte, daß wir Nachgeborenen der Offenbarung nicht anders gewiß werden können, als daß wir suchen in der Schrift und ringen um ihr Verständnis, bis nicht mehr wir sie auslegen, sondern sie als lebendiges Wort uns unser eigenes Dasein als ein von Gott gegebenes, bestimmtes, begrenztes und erlöstes verständlich macht. So ist dem Doktor Luther aus der Auslegung der Bibel sein weltüberwindender Glaube erwachsen. Seine Kraft war nicht sein menschlicher Wille, so rastlos und unbeugsam dieser auch war, sondern seine Kraft war die des Heiligen Geistes. Heiliger Geist aber ist da, wo ein Mensch aus der Angst seines eigenen Seins und aus der Not seiner Zeit heraus nach Gottes ewiger Wahrheit und Gottes allein entscheidendem Willen fragt und nicht ruht, bis Gottes lebendige Wahrheit und lebendiger Wille umwandelnde und gestaltende Macht über ihn gewonnen haben.

So hat Luther sagen können: „Ich suche hier nicht das Meine, sondern Euer, der Deutschen Heil und Seligkeit". Die ewige Wahrheit, das befreiende Evangelium, das prophetische Wort hat er hineinrufen wollen in sein geliebtes Volk. Echtes prophetisches Wort hat drei Kennzeichen: Es ist Gottes Wort und nicht eines Menschen. Es wird hineingesprochen in eine ganz bestimmte Zeit mit ihren Nöten und in ein ganz bestimmtes Volk und seine geschichtliche Lage. Es ist nicht allein Vorausschau, sondern es ist Verheißung über Zeit und Raum hinaus. Wir spüren an Luthers Übersetzung unseres Textes in sein geliebtes Deutsch hinein, wie er selbst davon gepackt worden ist: „Und wir haben desto fester das prophetische Wort, und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet als auf ein Licht, das da scheint an einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche, und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen.“

Wie steht es nun um das von Luther wieder entdeckte prophetische Wort in unserer Zeit? Scheint es nur im Verborgenen, im Dunkeln? Oder dürfen wir sagen: Es naht gen den Tag? Leben wir in einer Zeit, in der wir bekennen dürfen, daß das Morgenlicht des reinen Evangeliums aufgeht in unseren Herzen?

Es ist etwas Eigenes um die Fügung, durch die das Luthergedenken hineingestellt wird in die Schicksalsstunden unserer Geschichte. Als im Herbst 1917 der Erinnerungstag an den Beginn der Reformation anbrach, lagen wir Männer draußen im Unterstand, und nur leise hallte das Echo der Lutherfeiern bis zu uns hinaus. Es war jene dunkle Zeit, in der wir zuerst spürten, daß hier und da die Kraft unseres Volkes in dem schweren, ihm aufgezwungenen Kampfe zu zerbrechen begann. Damals klang Luthers heldenmütige Stimme unter uns auf. Aber wir müssen heute beschämt bekennen: Wir haben sie nicht gehört. Wir haben uns durch sie nicht hochreißen lassen zu der letzten Zusammenballung wirklicher Glaubenskraft, die damals noch hätte die Zersetzung überwinden und unser Volk stark machen können, damit es die große Probe, die Gott ihm auferlegt, bestünde. Nun ist es so, daß Luthers Stimme hineinklingt in das Jahr der großen deutschen Erhebung, der Wiedergeburt unseres Volkes. Nun fragt uns Luther, ob wir heute besser auf ihn hören wollen als damals.

Aber können und wollen wir denn wirklich gerade Luther hören in unserer Gegenwart? Daß der große, unbeugsame Kämpfer als solcher auch heute unsere Herzen entflammt, das ist gewiß; aber wollen wir ernsthaft etwas wissen von der Sache, die er vertrat und die ihn so unüberwindlich stark machte? Wollen wir nicht nur den deutschen Kämpfer, sondern den Propheten Luther hören und sein Wort? Dies aber war nichts anderes als das reine und lautere Evangelium, als die Botschaft, daß wir Menschen Geschöpfe sind, daß wir die Kennzeichen unserer Geschöpflichkeit, die Sünde und den Tod, von uns aus niemals überwinden können; daß aber der, der uns geschaffen hat, unser lebendiger Herr ist, der uns aus seinem freien Willen heraus zu seinen Werkzeugen macht und uns die echte Freiheit zum wagenden Einsatz unseres Lebens schenkt, die da ist, wo wir im Glauben wissen, daß uns unsere Sünde vergeben wird und wir von der Gewalt des Todes, der Vergänglichkeit allen Seins erlöst sind zum ewigen Leben.

Es ist meine feste Überzeugung, die mir die Kraft gibt, an dieser Stätte dem durchbohrenden Blick Luthers standzuhalten, daß unsere Zeit anfängt, seine Botschaft, die eben nichts anderes war als Verkündigung des Evangeliums in deutscher Sprache, wieder besser zu verstehen als zuvor. Ich glaube die Zeichen dafür in vierfacher Gestalt zu sehen.

Zum ersten: Wir lernen wieder zu denken, nicht vom Ich, sondern vom Du her. Es ist das schlimmste Mißverständnis Luthers gewesen, das da meinte, der Reformator habe das Recht des einzelnen Menschen auf sich selbst verkündet. Gewiß hat Luther mit allen sich daraus ergebenden Folgerungen betont, daß es eine letzte Verantwortung des einzelnen Menschen vor Gott gibt, die ihm niemand abnehmen kann. Aber das führt keineswegs zu der heillosen Vereinzelnung der in ihrem Denken und Wollen nur um sich selbst kreisenden Menschen, sondern es führt notwendigerweise, weil jenes Alleinsein vor Gott im Verantwortlichsein besteht, zu jener rechten Haltung des Christenmenschen, der zugleich ein freier Herr aller Dinge und ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan ist. Luther kann gar nicht anders, als vom Andern her, vom Nächsten her, von der Gemeinschaft her, vom Volk her zu denken, weil er weiß, daß christliches Leben Dienst ist. Das aber ist ja gerade der große geistige Umbruch in unserer Zeit, der mit dem Opfergang unserer Toten im Weltkrieg angehoben hat und durch die große Volksbewegung unserer Tage zum Siege geführt worden ist, daß wir wieder lernen, das Ich vom Du, von der Gemeinschaft her zu verstehen, ja unser einzelnes Sein dem des Volkes unterzuordnen und, wenn es sein muß, aufzuopfern. Wir wissen wieder um die Bedeutung des Blutes für die Gestaltung menschlichen Lebens. Nun habe ich aber doch keinen Tropfen Blut von mir selbst, sondern alles von Anderen, an die ich damit gebunden bin. Ich bin von Anderen her und auf Andere hin. Damit stehe ich in einem unauflösbaren Zusammenhang, der mich verpflichtet. Die Zeit, in welcher der Mensch in Frevelmut glaubte, für sich selber und die Erfüllung seines eigenen Wesens, die Vollendung seiner eigenen Persönlichkeit da zu sein, wird abgelöst durch die Zeit, in der wir wieder wissen, daß wir für Andere da zu sein haben. Die Zeit, in der das Ich herrschte, weicht einer Zeit, in der wir wirklich wieder „Wir“ sagen können. Das aber ist die Voraussetzung, unter der allein wir wieder verstehen können, was eigentlich Sünde und was Vergebung ist. Im Verhältnis des einzelnen Menschen zu dem Wunschbild, das er von sich selbst hat, gibt es keine wirkliche Sünde. Die ist nur da, wo ich dem Anderen und der Gemeinschaft etwas schuldig geblieben bin. Und Vergebung ist nur da möglich, wo sie mir ein Anderer zuspricht. Sie ist dann freilich notwendige Voraussetzung jeden echten Verhältnisses zwischen Du und Ich.

Damit ist durch das rechte Verständnis unserer irdischen Wirklichkeit der Weg gebahnt für ein Ahnen des letzten Sinns dieser Wirklichkeit, die nicht im Ich, aber auch nicht im Du als solchem liegt, sondern in dem heiligen Willen, der das Du und das Ich auf ein ewiges Ziel hin zusammenschließt. Wir lernen — und das ist der zweite Zug in dem geistigen Wandel, den wir durchleben — zu glauben, nicht vom Menschen, sondern von Gott aus. Wo Gemeinschaft ist, da ist Bindung, wo Bindung ist, da ist Ordnung, wo Ordnung ist, da ist Schöpfung, wo Schöpfung ist, da ist ein Schöpfer, der der Allmächtige ist. Glaube ist Wissen um den lebendigen Herrn alles Geschehens und bedingungslos vertrauende Hingabe an seinen Willen, den wir aus den Werken seiner Schöpfung heraus ahnen können, den uns Jesus Christus in Klarheit gedeutet hat. Nur Glaube an Gott kann die Kraft geben, die wahrhaft schöpferisch wird in diesem Leben. Großes geschichtliches Handeln ist nie etwas anderes gewesen als das gläubige Erkennen einer von Gott als dem Herrn der Geschichte gegebenen großen Möglichkeit. So hat Luther im Blick auf die Kämpfe, die er durchfechten mußte, gesagt: „Wahrlich, wahrlich, die Sachen sind zu groß. Menschliche Weisheit und Gewalt ist viel zu geringe dazu. Gott muß helfen“. Das ist das Große an unserer Zeit, daß wir wieder geführt werden nicht aus irgend welcher menschlichen Vernünftelei und Willkür heraus, sondern aus einem heiligen Müßen, das sich selbst in den Dienst des Allmächtigen genommen weiß, das um Erkenntnis dessen ringt, was die göttliche Vorsehung will.

Damit ist das Dritte gegeben: Wir lernen wieder, zu wollen nicht vom verklärten Schein, sondern von der Wirklichkeit aus. Wir Menschen trachten unserer Natur nach stets nach unseren eigenen Wunschbildern und ihrer Verwirklichung und vergessen darüber nur allzu leicht die Pflicht, die uns der irdische Alltag stellt. Das haben wir sogar soweit getrieben, daß wir selbst in der Religion ein Bedürfnis des Menschen, eine Sehnsucht seiner Seele gesehen haben. Was Luther am kirchlichen Leben seiner Zeit so leidenschaftlich bekämpft hat, daß sie das Frommsein als ein über das Natürliche hinaus gesteigertes Leben scheinbar höherer Weihe ansah, das haben wir in veränderter Gestalt wieder unter uns groß werden lassen. Aber Frommsein heißt nicht: irgend etwas Besonders leisten oder sich irgend welchen Träumereien hingeben. Frommsein heißt nach Luther: die irdische Wirklichkeit mit ihren

Gegebenheiten, Volk, Obrigkeit, Amt, Beruf, Kaufhandel, Kriegsdienst, Ehe, Familie so ernst zu nehmen, wie sie als Stücke der gottgeschaffenen Wirklichkeit sind, und diese Gegebenheiten als Gottesdienst zu vollziehen. Wir waren in Gefahr, diese Wirklichkeiten entweder als irdisch zu mißachten, weil wir glaubten, das unbedingte Liebesgebot der Bergpredigt nicht in ihnen, sondern gegen sie verwirklichen zu müssen. Oder wir waren in Gefahr, diese Lebensgebiete rein als irdische Möglichkeiten an uns zu reißen, sie der menschlichen Vernunft oder den menschlichen Trieben auszuliefern, statt in ihnen die Orte zu sehen, an denen Gott uns aufruft, ihm zu dienen. Jetzt erkennen wir wieder diese Gefahren und mühen uns, sie zu überwinden. Jetzt verstehen wir Religion wieder als das, was sie nach Luther einzig und allein ist, als Gehorsamsein gegen das, was Gott von uns und mit uns will, was er uns in Gesetz und Verheißung kund tut.

So aber bekommen wir die Kraft, uns hinzugeben an den vierten geistigen Vorgang, der sich in unserer Zeit vollzieht: Wir lernen wieder zu handeln, nicht in feiger Friedlichkeit, sondern im wagemutigen Kampf. Daß ein Volk nur so gerettet werden kann, wissen wir jetzt. Nun gilt es, mit dem ganzen tapferen Einsatz unserer Kraft zu kämpfen für die rechte Kirche und für ihren unentbehrlichen Dienst an unserem Volke. Es genügt heute nicht mehr, Güter stiller Frömmigkeit zu sein. Wir müssen wieder Streiter Jesu Christi werden. Nur wenn es uns glückt, in der Kirche einen Stoßtrupp solcher Kämpfer zu sammeln, die bereit sind, gerade um ihres Volkes willen alles für ihren Herrn und Meister Christus hinzugeben, wird die Erneuerung unserer Kirche vor Gottes Gericht bestehen können. Zu solchem gläubigen Einsatz ruft Martin Luther uns heute auf. Dann müssen wir freilich beschämt bekennen, daß wir bisher nicht genug getan haben! Dann begreifen wir vielleicht auch wieder, daß Buße eine tapfere und männliche Sache ist. Dann wollen auch wir sprechen:

„Mich reut mein allzu spät erkanntes Amt!
 Mich reut, daß mir zu schwach das Herz gesammt!
 Mich reut, daß ich in meine Fehden trat
 mit schärfren Streichen nicht und küh'n'rer Tat!
 Mich reut — ich streu' mir Aschen auf das Haupt —
 daß nicht ich fester noch an Sieg geglaubt!“

Wer von uns versteht solche Worte nicht im Gedanken an die letzten Jahre unserer Volksgeschichte. Nun wollen wir sie uns zu eigen machen als evan-

gelische Christen! Wir wollen Gott bitten um Glauben an den Sieg des Evangeliums in unserem Volk.

Nur so können wir uns zu Luther bekennen. Nur so kann er wieder lebendig werden unter uns. Wir müssen wieder wahrhaft evangelische Kirche werden! Luthers Widerstand gegen Rom ist auch heute noch unüberwindliche Kraft in uns. Wir wissen wohl um die tiefe Verbundenheit, die der gemeinsame Kampf um das Volk zwischen uns und vielen unserer katholischen Volksgenossen geschaffen hat. Aber wir wissen auch, daß es nur e i n e Kirche gibt, die sich deutsche Kirche nennt, so wie es nur e i n e evangelische Kirche gibt, in der wirklich nur das Evangelium und nichts sonst erlösende Kraft hat. Wir müssen aber auch mit unerbittlichem Kampfesmut stehen gegen den Todfeind der neuen Zeit, gegen die aufklärerische und liberalistische Gleichgültigkeit in Bezug auf echten Glauben und klares Bekenntnis. Wir müssen jene zersetzenden Kräfte niederschlagen, die an die Stelle echten Christentums eine Nationalreligion setzen wollen, in der der Liberalismus in seiner gefährlichsten, seiner religiösen Form zu neuem Leben erwacht. Im Bereich des Glaubens und nirgendwo sonst wird das Schicksal unseres Volkes entschieden. Von der Stärke, von der Reinheit, von der Wahrhaftigkeit seines Glaubens hängt seine Zukunft ab. Darum bitten wir Gott in dieser Stunde, daß er es so fügen möge, daß die große neue Wahrheitserkenntnis, die er in den letzten Jahrzehnten in der theologischen Wiederentdeckung der Reformation hat unter uns aufbrechen lassen, sich finden möge mit dem stürmischen Willen zu völkischer und kirchlicher Wiedergeburt. Denn davon hängt ab, ob wir zu einer radikalen Erneuerung unseres Glaubens kommen, der dann nicht mehr menschlicher Wille, sondern Ergriffenheit vom Heiligen Geist ist. Davon hängt ab, ob wir zu einer radikalen Erneuerung unserer Kirche kommen, die nicht nur äußere Umgestaltung, sondern echter Durchbruch neuer Gläubigkeit, Wiederentdeckung des Evangeliums aus unserem geistigen Ringen heraus ist. Davon hängt ab, ob wir zu einer radikalen Erneuerung unseres Volkes kommen, das dann wieder zu einer unüberwindlichen Gemeinschaft im Glauben wird. Luthers Wort und der Geist unserer Zeit stehen in einer tiefen und geheimen Beziehung aufeinander. Wir aber sind aufgerufen, uns mit unserer ganzen Kraft dafür einzusetzen, daß sie sich wirklich finden.

Das bringt gewiß schwere Erschütterungen mit sich, das reißt uns heraus

aus der alten Gewohnheit und fordert überall neue Besinnung. Das zerbricht unendlich Vieles, woran wir gehangen haben, denn wir wollen ja nicht Rückkehr zu irgend etwas Altem, sondern etwas wirklich Neues. Darin besteht ja die Macht des Evangeliums, daß in ihm Gott verheißt hat: „Siehe, ich mache alles neu!“ Sobald wir daran gehen, diese Glaubenseinsicht in die Erdenwirklichkeit kirchlicher Neugestaltung umzusetzen, dann überkommt uns wohl die bange Frage:

„Was wandeltest den Frieden Du in Streit?
Warum zerstörtest Du die alte Zeit?
Der den erprobten Segenskreis zerriß,
Bist Du des neuen Pfad's gewiß?“

Dann wollen wir getrost darauf antworten:

„Ich glaube nicht an alter Zeiten Glück!
Ich breche durch und schaue nicht zurück!
Siniüber retten wir in neue Zeit
Und edle Form den Gort der Frömmigkeit!
Wir ziehn! Die Trommel schlägt! Die Fahne weht!
Nicht weiß ich, welchen Weg die Seerfahrt geht.
Genug, daß ihn der Herr des Krieges weiß —
Sein Plan und Lösung! Unser Kampf und Schweiß!“

Das Lutherjahr, das Jahr der deutschen Wiedergeburt soll uns bereit finden zu neuem Einsatz und zu neuer Tat. Wir schauen voll Vertrauen auf den Führer des Volkes; wir stellen uns fürbittend um die Führer der Kirche. Wir sind dankbar für das Wunder dieser Gegenwart. Abo wir wissen auch um den gottgewollten Zusammenhang allen Geschehens, um die bleibende Lebendigkeit der Geschichte. Darum rufen wir nach dem stillen Schläfer dort unten, daß sein prophetisches Wort unter uns mächtig bleibe. Wir bekennen uns zu ihm. Das aber heißt: Wir wollen uns von ihm, wie es jede seiner Predigten tat, zu Jesus Christus weisen lassen, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Auch wir haben wieder Gottes Handeln an uns erfahren dürfen in Gericht und Begnadigung. Und so dürfen wir es denn wohl glaubend wagen, zu bekennen:

„Wir haben desto fester das prophetische Wort, und wir tun wohl, daß wir darauf achten als auf ein Licht, das da scheint in einem dunkeln Ort, bis der Tag anbreche und der Morgenstern aufgehe in unseren Herzen!“

Über Martin Luthers Vorfahren

Von Johannes Luther, Greifswald.

Luthers Ausspruch „Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherr, sind rechte Bauern gewesen“ (Weim. Ausg. Tischreden 1 Nr. 855), „Ego sum rustici filius; proavus, avus meus, pater sein rechte Bauern gewesen (ebda 5, 6250), ist bekannt. Auch sonst nimmt Luther bäuerliche Abkunft für sich in Anspruch: „Fateor me esse filium rustici von Moer bey Eisennach“ (ebda 3, 3838); „Ich bin eins Bauern Sohn“ (ebda 5, 5573); „Pater fuit rustici filius in Morn, pago non procul ab Eisennach“ (ebda 5, 5362). Diese Äußerungen beziehen sich auf den Aufenthalt seiner Eltern und Voreltern in Möhra bei Eisenach. Später zogen Luthers Eltern über Eisleben, wo Martin am 10. November 1483 geboren wurde, nach Mansfeld, und der Vater betätigte sich hier als Bergmann. Ob er diesen Beruf bereits in Möhra ausgeübt hat, steht dahin, ist aber anzunehmen. Denn was hätte ihn sonst nach Eisleben und Mansfeld ziehen sollen, wenn nicht die Möglichkeit einer erspriesslicheren Tätigkeit auf diesem Arbeitsgebiete? Auch von diesem Beruf des Vaters spricht der Sohn: „Parens meus, in adolescentia sua ist er ein armer Häuer gewesen“ (ebda 3, 2888 a und b; dazu Wl. 48, S. 522); „darnach ist mein Vater gen Mansfeld gezogen und daselbst ein Berghäuer worden“ (ebda 5, 6250); „profectus est Mansfeldiam et factus est metallicus, ein Berghäuer“ (ebda 5, 5362).

Die Erzählung, daß Luthers Vater aus Möhra habe flüchten müssen, weil er dort einen Bauern mit dessen eigenen Pferdezüumen totgeschlagen habe, ist in das Gebiet der Legende zu verweisen. Eine erste Andeutung dieser Beschuldigung findet sich bei Luthers scharfem Gegner Georg Witzel¹⁾, der im

1) Georgius Wicelius: De raptu epistolae privatae . . . Expostulatio cum Hoste Jona. c. O. 1535. 8^o. Blatt C 6 a f. (Vorhanden: München, Staatsbibliothek: Polem. 2968 a.) — Ders.: Epistolarum . . . Libri Quatuor. Lipsiae, Excudebat Nicolaus Wolrab. 1537. 4^o. Blatt Zz 4a. (Vorhanden: Münster, Universitätsbibliothek: A 2073.) — Ders.: Pro evangelistarum ac sectarum nostri temporis, maxime Luterismi peste publica reprimenda, admonitio, sive Antidotus. Bonifacio Britanno [d. i. Georg Witzel] Germano, auctore. Parisiis 1565. 8^o. Blatt 8a. Die Schrift ist als Anhang zu der Ausgabe von des Cochläus Historia de Actis et Scriptis Martini Lutheri, Parisiis 1565, gedruckt. (Vorhanden: München,

Jahre 1535 in seiner Schrift *De raptu epistolae privatae Luthers Vater als einen homicida, d. i. einen Totschläger, bezeichnete*. Witzel verwirft an dieser Stelle den Ton, in dem der Kampf beider Konfessionen geführt werde, und sagt, gegen Justus Jonas gewandt: „Sed si ita commodet causae publicae, possim ego p[atrem] luteri tui homicidam dicere, et cum aliis de incubo M[atris] eius (tametsi de hoc postremo nihil certi constat), possim tibi Jona degutatum patrimonium objicere etc. sed nolim imitari tuam in diffamando inhonest. consuetudinem. Institutum meum est, pro veritate Catholica disputare, non proximos meos consputare“. Zwei Jahre später wird in einem neuen Abdruck der Schrift Witzels die Beschuldigung gegen Luthers Vater wiederholt, aber bemerkenswerter Weise die ungeheuerliche Beschuldigung gegen Luthers Mutter fortgelassen. Schließlich wird in einer anderen, zwar bereits im Jahre 1545 verfaßten, aber erst im Jahre 1565 in Paris veröffentlichten Schrift Witzels Luther nochmals als *filius homicidae Morensis* bezeichnet. Einen Beweis oder auch nur eine Quelle für seine Benennung von Luthers Vater als eines homicida gibt Witzel aber nicht, und trotz ihrer Wiederholung blieb diese Beschuldigung Witzels, auch auf katholischer Seite, im sechzehnten Jahrhundert völlig unbeachtet. Selbst Cochläus, der doch auch zu Luthers heftigen Gegnern gehörte, nimmt sie nicht auf. Es war daher zum mindesten reichlich voreilig, wenn Seidemann²⁾ unter Bezugnahme auf diese Äußerung Witzels, die er obendrein nur aus der abgeschwächten Veröffentlichung des Jahres 1537 kannte, meinen zu sollen glaubte, daß der immer wieder aufgenommene Streit über diesen Vorfall durch Witzels „Zeugniß“ „seine Erledigung finden dürfte“, was von gegnerischer Seite natürlich entsprechend bewertet worden ist. Die Geschichte gehört vielmehr zu jenen in damaliger Zeit auf beiden theologischen Seiten durchaus üblichen persönlichen Verunglimpfungen des jeweiligen Gegners³⁾, über die sich ja Witzel an der gegebenen Stelle selbst auf das heftigste beklagt.

Staatsbibliothek: Biogr. 665; mit anderem Verleger: Dresden, Landesbibliothek: Biogr. erud. D. 4184.) — Die genaue Beschreibung dieser Drucke s. bei Gregor Richter: *Die Schriften Georg Witzels*, bibliographisch bearbeitet. (Zehnte Veröffentlichung des Fuldaer Geschichtsvereins.) Fulda 1913: Nr. 18, Nr. 37, Nr. 119, 1.

²⁾ Lutherbriefe. Hsrg. von Johann Karl Seidemann. Dresden 1859. S. 11 Anm.

³⁾ Vgl. über die Art der gegenseitigen persönlichen Verunglimpfungen, besonders bei

Erst später, um die Wende des siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert, taucht dann die bekannte ausführlichere Erzählung auf. Sie steht in einer bei den Akten des „Herzogl. Cammerarchivs zu Eisenach“ befindlich gewesenen Darstellung des katholischen Bergoffizianten Johann Martin Michaelis „über das Berg- und Gütten-Werk zu Kupfersuhl“ vom Jahre 1702 und blieb dort auffälliger Weise wieder fast ein Jahrhundert lang unbeachtet, ohne daß sie irgendwo in der Literatur auftauchte, bis sie im Jahre 1792 der Ober-Konfistorial-Direktor Johann Carl Salomo Thon in seine Schrift „Schloß Wartburg“ übernahm⁴⁾. Ob Michaelis seine Erzählung auf Witzels Äußerung aufgebaut hat, sei dahingestellt; eine Quelle dafür gibt auch er nicht an. Jedenfalls bezeichnete der Konfistorialrat und Professor Saffencamp als Rezensent der Thonschen Schrift⁵⁾ die Mitteilung als „wirklich neu“. Thons Wartburg war ein viel gelesenes Buch; es erlebte in den Jahren 1792 bis 1826 vier Auflagen. Und erst von hier aus ging die so lange verborgene „Neuigkeit“ in die spätere Literatur über.

Unter Berufung auf Michaelis und Thon gibt im Jahre 1817 Schwabe⁶⁾, und unter Berufung auf Thon und Schwabe Ortmann⁷⁾ im Jahre 1844 die Erzählung wieder. Dagegen verwies der Archivrat Brückner in Meiningen⁸⁾ im Jahre 1864 auf Grund eingehender Untersuchung die ganze Geschichte in das Reich der Sage, indem er auch noch darauf hinwies, „daß Möhra unmittelbar und Eisleben mittelbar unter Sächsischer Oberhoheit standen und daß des-

Todesfällen: Nikolaus Paulus, Luthers Lebensende. Eine kritische Untersuchung. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Bd. 1, Heft 1.) Freiburg i. Br. 1898. S. V und S. 1 ff.

⁴⁾ (Johann Carl Salomo Thon): Schloß Wartburg. Ein Beytrag zur Kunde der Vorzeit. Gotha 1792. S. 140 ff. — 2. Aufl. Gotha 1795. S. 149 ff. — 3. Aufl. Eisenach 1815. S. 177 ff. — 4. Aufl. Eisenach (1826). S. 165 ff.

⁵⁾ Annalen der neuesten theologischen Litteratur und Kirchengeschichte. Jahrg. 1792. S. 488.

⁶⁾ Johann Gottlob Samuel Schwabe: Historische Nachricht von den zahlreichen Monumenten und Reliquien D. Martin Luthers. Weimar 1817. S. 2.

⁷⁾ Johann Conrad Ortmann: Möhra, der Stammort Doctor Martin Luthers und die Lutherbuche bei Altenstein und Steinbach. Salungen 1844. S. 114.

⁸⁾ S. Brückner: Möhra, Luther und Graf Wilhelm von Henneberg. (Archiv für die Sächsische Geschichte. Hrsg. von Wilhelm Wachsmuth und Karl von Weber. Bd. 2. 1864. S. 27—58.)

halb der von Möhra nach Eisleben geflüchtete Totschläger hier so gut als dort zu greifen und dem damals starken Arme der Sächsischen Justiz verfallen war“, daß auch schwerlich Luthers Vater in Mansfeld schon bald nach seiner Niederlassung und später in immer steigendem Maße die hohe Achtung hätte gewinnen können, der er dort theilhaftig geworden ist⁹⁾. Brückner weist vielmehr durch bestimmte Zeugnisse nach, daß die ganze Geschichte überhaupt erst im zweiten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts nach Möhra hineingetragen und dort bekannt geworden ist. Merkwürdiger Weise war das Aktenstück mit der Darstellung des Johann Martin Michaelis im Jahre 1864, als Brückner seinen Aufsatz schrieb, nicht mehr aufzufinden¹⁰⁾.

Bedauerlich ist, daß auch ein Träger des Namens Luther, der Rittergutsbesitzer K. Luther zu Nudersdorf bei Wittenberg, dieser Erzählung Raum gab, ohne an ihre Kritik zu üben¹¹⁾, was von kirchlichen Gegnern entsprechend betont worden ist¹²⁾.

Freilich, ein jüngerer Bruder von Luthers Vater, mit dem gleichen Vornamen, aber zum Unterschied von diesem, dem Hans Luther „dem Alten“, Hans Luther „der Junge“ oder „der Kleine“ genannt, der seinem Bruder nach Mansfeld gefolgt war, kam hier, wie das Thalmansfeldische Gerichtsbuch ergibt, wegen seiner nicht selten blutigen Kaufhändel des öfteren mit dem Mansfeldischen Gerichte in Konflikt¹³⁾. Das könnte, ohne daß wir darüber unterrichtet sind, auch in Möhra bereits der Fall gewesen sein. Aber selbst bei Hans

⁹⁾ S. hierzu auch Ed. Jacobs in der Zeitschrift des Harz-Vereins. Jahrg. 2, 1869, S. 58 ff.

¹⁰⁾ Brückner a. a. O. S. 41.

¹¹⁾ K. Luther: Geschichtliche Notizen über Martin Luther's Vorfahren. Wittenberg 1867. S. 30.

¹²⁾ Vgl. zu der Erzählung von dem Totschlag noch: F. Falk, Alte Zeugnisse über Luthers Vater und die Möhraer. (Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Bd. 120. München 1897. S. 415—425.) — Johannes Janssen: Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Bd. 2. 19. und 20. Aufl., besorgt durch Ludwig von Pastor. Freiburg i. Br. 1915. S. 77 Anm. — Hartmann Geisar: Luther. 2., unveränderte Aufl. Freiburg i. Br. 1911. Bd. 1, S. 11. — Julius Köstlin: Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. 5. Aufl., Neubearbeitet von Gustav Kaverau. Bd. 1. Berlin 1903. S. 14 ff.

¹³⁾ Walter Möllenberg: Hans Luther, Dr. Martin Luthers Vater, ein mansfeldischer Bergmann und Hüttenmeister. (Zeitschrift des Harzvereins 39, 1906, S. 190 ff.) — Köstlin-Kaverau 1⁵⁾, 1903, S. 742, Anm. 2 zu S. 14, wo es heißt, daß es für „Hans den Kleinen“ an allen Zeugnissen fehle, konnte den Aufsatz von Möllenberg noch nicht kennen.

Luther dem Kleinen wissen wir weder aktenmäßig noch aus der Überlieferung irgend etwas von einem Totschlage, dessen Folgen ihn, wie gegebenen Falles seinen älteren Bruder, in Mansfeld ebenso erreicht haben würden wie in Möhra.

Von Luthers weiteren Vorfahren erfahren wir durch den Reformator selbst nicht viel mehr als aus den schon angeführten Tischreden. Seinen Vater nennt er in der Widmungsvorrede zu der Schrift *De votis monasticis iudicium* vom 21. November 1521 Johannes Luther (WA. 8, 573; Opp. lat. var. arg. VI, 238), in der Anschrift des an seinen Vater gerichteten Briefes vom 15. Februar 1530 Hans Luther (Enders, Luthers Briefwechsel Bd. 7, S. 230). In den Briefen von der Coburg an Wenzeslaus Linck und an Philipp Melancthon vom 5. Juni 1530, in denen er den beiden Freunden Mitteilung von dem Tode seines Vaters macht, nennt er den Vater beide Male Hans Luther senior (Enders 7, S. 365 und 367), was für die Unterscheidung von dem Übeltäter Hans Luther dem Jungen oder dem Kleinen von Wichtigkeit ist. Seine Mutter nennt er in der schon erwähnten Widmungsvorrede zum *Iudicium de votis monasticis Margarita*; ein Exemplar der Schrift des Johannes von Staupitz „Ein seligs neues Jar von der lieb gottes“ aus dem Jahre 1518 versah er mit der handschriftlichen Widmung „Meiner Lieben Mutter Margarethen Lutherin“ (WA. 48, 249). Den Familiennamen seiner Mutter erfahren wir von dem Reformator nicht, auch nicht Vornamen und Familiennamen seiner Großmutter, und ebensowenig die Vornamen seines Großvaters und Urgroßvaters. Von älteren Verwandten erwähnt Martin Luther nur noch „meines lieben Vaters Bruder“ „Heinz Luther“, der ihn mit dem Sohne gleichen Vornamens, Luthers Vetter, im Jahre 1527 in Wittenberg aufsuchte und für den er sich „eines Hofes halben bei Eisenach gelegen“ bei dem Kurfürsten verwandte (Enders 6, S. 64; Erl. Ausg. 53, S. 404). Es ist dies vermutlich derselbe Oheim, den Luther in einem Brief vom 10. August 1540 an Justus Menius in Eisenach seinen „Vetter Heinz Luder senior“ nennt (Enders 13, S. 154).

Damit sind Martin Luthers eigene Angaben über seine Vorfahren erschöpft. Was wir weiter in dieser Beziehung wissen, stammt aus anderseitigen Mitteilungen und Forschungen. Zwar spielte die Familientradition bei den Nachkommen des Reformators eine sehr erhebliche Rolle und fand ihren Nieder-

schlag in einem an Urkunden, Briefen und sonstigen Aufzeichnungen reichhaltigen Familienarchiv, über das wir durch mancherlei Beobachtungen und Mitteilungen schon aus früher Zeit unterrichtet sind¹⁴). Aber auf die Vorfahren Martin Luthers, ebenso auf Verwandtschaftslinien der Familie des Reformators dehnte sich diese Familienforschung erst später aus. Denn noch Seckendorf betont zwar in seinem im Jahre 1692 erschienenen *Commentarius de Lutheranismo*¹⁵), daß er seine Nachrichten über die Nachkommen des Reformators „ex relationibus a posteris Lutheri ad me missis“ entnommen habe (Lib. III, S. 652), wobei er den Urenkel des Reformators, den Stiftsrat zu Wurzen Johann Martin Luther I (1616—1669) „mihi amicissimus“ nennt, bringt aber aus diesen relationibus nichts über Martin Luthers Vorfahren. Das geschieht vielmehr an anderer Stelle (Lib. I, S. 20), wo er mitteilt, daß Luthers Großvater (avus) mit Vornamen Henricus, „vulgo Seyne Luder“ geheißen habe, aber er gibt als Quelle für diese Nachricht die handschriftliche Geschichte Eisenachs von Nicolaus Rebhan an, der im Jahre 1611 Pastor und Superintendent in Eisenach geworden war, und die Seckendorf in den Jahren 1643 und 1644 bei dessen Sohne Johannes Rebhan, Rechtsgelehrten in Straßburg, eingesehen hatte. Die Angabe Rebhans als Eisenacher Pfarrers über den Vornamen von Luthers Großvater ist nicht anzuzweifeln.

Rebhans Nachricht ist übrigens nicht einmal die älteste Überlieferung hierfür. Denn die Mitteilung, daß Luthers Großvater Seine Luder geheißen habe, findet sich mit anderen Angaben über die Mutter und Großmutter Martin Luthers, worüber weiter unten zu sprechen sein wird, bereits im Jahre 1570 bei Cyriacus Spangenberg in dessen fünfzehnter Predigt über

¹⁴) Zeugnisse dafür habe ich in meinem Aufsätze „Die Nachkommenschaft Martin Luthers des Reformators“ (*Luther-Jahrbuch*, Jahrg. VII, 1925, S. 123 ff.) gegeben. — Die Reste dieses Familienarchivs befinden sich als *Acta Lutherorum* auf der Stadtbibliothek zu Leipzig; s. Otto Sartorius: Die „*Acta Lutherorum*“ in Leipzig (*Familienblatt der Lutheriden-Vereinigung*, [Bd. 1] Nr. 6, Nov. 1927, S. 8—10) und in den Akten des Theologischen Seminars der Universität Leipzig.

¹⁵) Vitus Ludovicus a Seckendorf: *Commentarius historicus et apologeticus de Lutheranismo*. (Vortitel: *Historia Lutheranismi*.) Francofurti et Lipsiae 1692. 2^o. — Neue Ausgabe: Lipsiae 1694. 2^o. — Deutsche Bearbeitung von Elias Frick u. d. T.: Veit Ludwig von Seckendorff, Ausführliche Historie des Lutherthums Und der heilsamen Reformation. Leipzig 1714. 4^o.

Martin Luther, die im Jahre 1571 im Druck erschienen war. Dieser unverdächtige Zeuge, der in Wittenberg studiert hatte, war lange Jahre in Eisleben und Mansfeld als Seelsorger tätig gewesen und hatte somit sicherlich genügend Gelegenheit gehabt, sich Nachrichten über Luthers Eltern und Voreltern aus bester Quelle zu verschaffen. Nur ist merkwürdiger Weise, vielleicht verursacht durch die Seltenheit dieser Schrift, diese Mitteilung Spangenberg's in der Literatur unbeachtet geblieben, bis Knaake sie wieder ausgegraben hat¹⁶). Aber erst durch Seckendorfs Mitteilung ist sie in die Genealogie übergegangen.

An der gleichen Stelle (Lib. I, S. 20) übermittelt Seckendorf die Nachricht, daß Luthers Mutter eine geborene Lindemann gewesen sei: „Matrem Lutheri Margaretham Lindemannam recte nominavit Maimburgius“. Diese Mitteilung Seckendorfs geht über Maimbourgs Histoire du Luthéranisme und das Chronicon Saxoniae des David Chyträus zurück auf eine Bekanntmachung des Rectors der Universität Wittenberg vom 15. Juni 1558¹⁷), in der es heißt: „Mater [Lutheri] fuit nata in familia Lindemannorum, cognata viri clarissimi Doctoris Laurentii Lindeman“. Das bedeutet aber nicht, wie Knaake ausgeführt hat, daß Luthers Mutter mit dem Laurentius Lindemann, also der Familie Lindemann, die zu jener Zeit in Wittenberg eine sehr angesehene Stellung einnahm, in männlicher, sondern vielmehr in weiblicher Linie verwandt gewesen ist. Bei einer Zugehörigkeit in männlicher Linie müßte sie nach durchaus feststehendem Sprachgebrauch als agnata bezeichnet worden sein, nicht als cognata, das für die Beziehungen in weiblicher Descendenz gilt. Diese Stelle in der Bekanntmachung des Wittenberger Rectors berechtigt also nicht, Luthers Mutter als eine geborene Lindemann zu bezeichnen. Wir wissen vielmehr wiederum aus der unanfechtbaren Quelle des Cyriacus Spangenberg, daß sie eine geborene Ziegler gewesen ist. Gleichfalls in seiner fünfzehnten Predigt über Martin Luther sagt nämlich Cyriacus Span-

¹⁶) J. A. J. Knaake: Luthers Mutter eine geb. Ziegler. (Theologische Studien und Kritiken. Jahrg. 54, 1881, S. 684—692.) — Dazu Otto Clemen: Zu Luthers Stammbaum und Erfurter Studienzeit. (O. Cl.: Beiträge zur Reformationsgeschichte aus Büchern und Handschriften der Zwickauer Ratschulbibliothek. 2. Berlin 1902. S. 1—3.)

¹⁷) Scriptorum publice propositorum a gubernatoribus studiorum in Academia Wittebergensi Tomus III. Complectens annum 1556 et tres sequentes. Wittebergae 1559. Blatt 190^b ff. — Knaakes Seitenangabe a. a. O. ist irrig.

genberg, und zwar als Entgegnung gegen die Schmäher von Luthers Geburt: „Denn das ist gewis vnd war, kan auch mit gnungsamem Beweifungen dargethan werden, Das Hans Luder, oder Luther, mit wissen vnd willen seines Vatern, Seine Luders, vnd seiner Mutter Margrethen, (welche der Geburt nach eine Lindemannin gewesen, vnd in hohem alter zu Mansfelt im thal gestorben) sich mit Margrethen Zieglerin in den heiligen Ehestand begeben, vnd sind beyde nach ordentlichem Kirchengebrauch, zu Möra im Ampt oder Gerichte Altenstein, vnter den Fürsten zu Sachsen, zwischen Isenach vnd Salzungen . . . öffentlich vertrawet, vnd zusammen geben worden.“ Somit ist als sicher anzusehen, daß Luthers Mutter als Margarethe Ziegler, seine Großmutter als Margarethe Lindemann geboren ist. Auf diese Weise war Luthers Mutter eine cognata der Familie Lindemann, wie es in der Wittenberger Bekanntmachung vom Jahre 1558 ausgesagt wird. Auch in einer im Jahre 1661 zu Straßburg unter dem Vorsitz von Johann Konrad Dannhauer durch Johann Friedrich von der Straß vorgelegten, von letzterem auch verfaßten Prüfungsschrift *Memoria thaumasiandri Lutheri renovata*¹⁸⁾ heißt es: „Islebii in ditione Mansfeldensium Comitum . . . natus est Martinus Lutherus . . . Pater ipsius fuit Johannes Luther, metallifossor, . . . Mater fuit Margaretha Ziglerin“. Auch diese Schrift wird von den Lutherschen Genealogen nicht erwähnt. Das einzige, was in dieser Beziehung in den Lutherschen Genealogien zu finden ist, ist die Andeutung, daß irgendwie auch der Name Ziegler für Luthers Mutter in Anspruch genommen wird. So fügt Seckendorf seiner oben wiedergegebenen Mitteilung über den Familiennamen von Luthers Mutter hinzu: „licet Ziegleriae cognomen alii tradiderint“, das er in der Weise zu erklären sucht, „quod fortasse ex opificio cuiusdam ex progenitoribus, ut fieri solet, additum fuit“¹⁹⁾. Seckendorf fußte dabei, wie Tentzel²⁰⁾

18) *Memoria thaumasiandri Lutheri renovata* . . . sub praesidio Johann. Conradi Dannhaueri . . . proposita a M. Johanne Friderico von der Straß. Argentorati 1661. 4^o. S. 4 f.

19) Ähnlich David Richter: *Genealogia Lutherorum*. Berlin und Leipzig 1733. S. 13 f. — Friedrich Sigemund Keil: *Das Leben Hansß Luthers und seiner Ehefrauen Margarethen Lindemannin*. Leipzig 1752. 4^o. S. 17 und S. 42 ff.

20) Wilhelm Ernst Tentzel: *Historischer Bericht vom Anfang und ersten Fortgang der Reformation Lutheri, Zur Erläuterung des 2n. v. Seckendorff Historie des Lutherthums*. Nebst einer Vorrede von Ernst Salomon Cyprian. Der andere Druck. Leipzig 1717. S. 139 Anm.



Abbildung 1
Luther als Mönch 1520

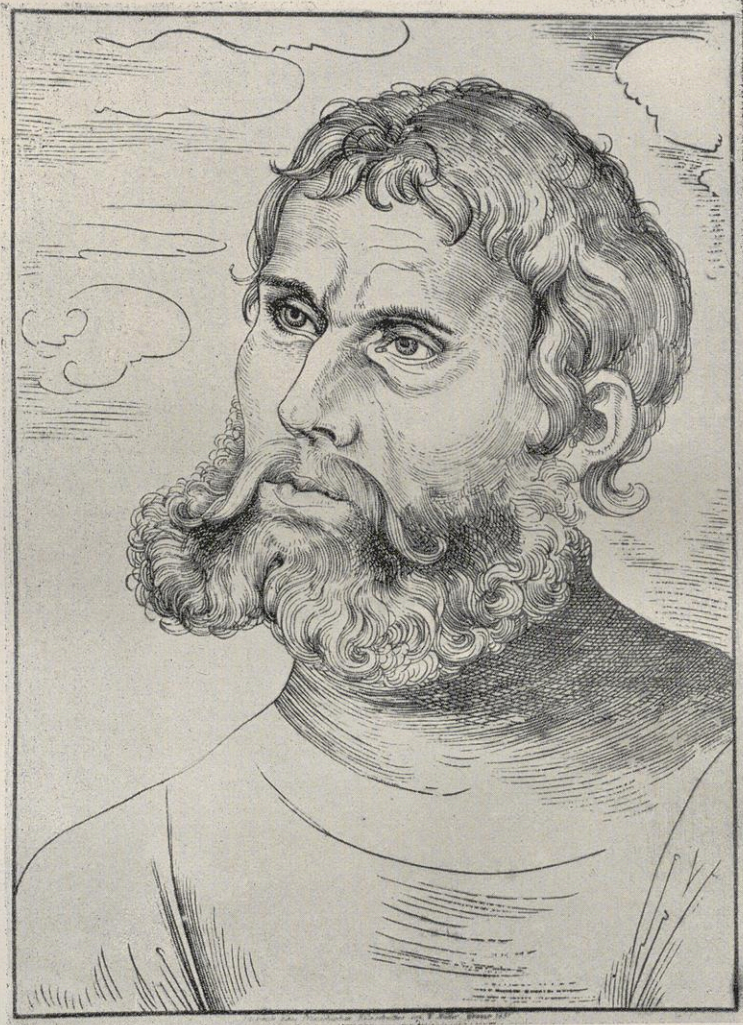


Abbildung 3
Luther als Ritter 1521



Abbildung 4
Luther als Neuvermählter

Altes Wappen ^{des} Lutherischen
Geschlechts.



Sigsdj. Impatoris Augustj-nung collatum Anno

M. cccc. xliij.

Fabrice Luther. - Kaiser & Hof. - Rath. - Graf.

aus dem Nachlaß Seckendorfs feststellt, auf brieflichen Nachrichten, die er aus Görlitz erhalten hatte. Diese Nachrichten besagten aber auch nur, daß der Vater der Gattin Salome des Pastors und Superintendenten Adam Beerwald in Zwickau, Johannes Lindemann, „in das Geschlecht D. Martini Lutheri“ gehöre. Auch diese Nachricht, die übrigens von einem aus Eisleben nach Görlitz verzogenen Nachkommen Jakob Luthers stammte, widerspricht der nur cognatischen Einordnung der Mutter Luthers in die Familie Lindemann nicht. Wenn Seckendorf dann weiter sagt: „Genus vero matris ex Franconia fuisse, a viris fide dignis accepi, qui itidem ex Lindemannorum familia maternum genus habent, et probant, patrem Margarethae civem Neostadiensem ad Salam Franconiae amnem in Episcopatu Würzburgensi fuisse“, so mag das für die Großmutter Luthers stimmen, für Luthers Mutter bezeugt dagegen bereits Melanchthon in seiner bekannten Vita Lutheri²¹⁾: „In eam urbem [d. i. Eisenach] missus est, quod mater in iis locis honesta et veteri familia nota fuerat“, was auch Matthesius bestätigt.

Das Ergebnis dieser Betrachtung ist, daß wir Luthers Eltern als Hans Luther und Margarethe geb. Ziegler und seine Großeltern als Heine Luther und Margarethe geb. Lindemann kennen. Der Vorname des proavus und der Name der proava sind uns nicht überliefert. Hans Luther, Luthers Vater, starb am 29. Mai 1530 in Mansfeld, die Mutter ebendort am 30. Juni 1531, Luthers Großmutter starb am 21. September 1521 in Möhra.

Aber das Forschen nach weiteren Vorfahren des Reformators war damit nicht beendet.

Eine Handhabe in dieser Beziehung bot das alte lutherische Familienwappen. Es handelt sich dabei nicht um das bekannte Wappen, besser Petschaft, Martin Luthers mit Rose, Herz und Kreuz, dessen Bedeutung Luther dem Lazarus Spengler in seinem Briefe vom 8. Juli 1530 unter der ausdrücklichen Bezeichnung als „mein Petschaft“ schildert²²⁾, und das, in Stein geschnitten und in einen goldenen Ring eingelassen, der aus Augsburg am 14. September 1530 nach der Koburg zurückkehrende Kurprinz Johann Fried-

21) Zuerst gedruckt als Einleitung zum zweiten Bande der Wittenberger Gesamtausgabe von Luthers lateinischen Schriften, Wittenberg 1550.

22) Friedrich Sigemund Keil a. a. O. S. 17.

23) Erl. Ausg. Bd. 54, S. 168 f. Vgl. Enders 8, S. 87 f.

rich von Sachsen Luther als Geschenk mitbrachte²⁴⁾, sondern vielmehr um das alte Familienwappen, das eine halbe Armbrust und zwei Rosetten aufweist. Dieses Wappen war im Jahre 1413 vom Kaiser Sigismund einem Fabian Luther mit dem Zunamen „von der Herde“, den Richter einen Sildesheimischen Canonicus nennt²⁵⁾, verliehen. Es ist nachweislich in den Jahren 1535, 1538, 1554 und sonst von des Reformators jüngerem Bruder Jakob, sowie im Jahre 1556 von dessen Sohne Martin als Siegel verwendet worden²⁶⁾. Jakob Luther nennt es in einer Urkunde vom Jahre 1535 „mein gewöhnlich handtpitzschafft“²⁷⁾. Auch sonst wird es in der Lutherschen Familiengeschichte des öfteren erwähnt²⁸⁾. Eine alte farbige Darstellung desselben befindet sich in den Acta Lutherorum, dem Reste des alten lutherischen Familienarchivs auf der Stadtbibliothek zu Leipzig, und in meinem Besitz.

Wie sich diese Wappenverleihung des Kaisers an Fabian Luther zu Martin Luthers Äußerung, daß seine Vorfahren rechte Bauern gewesen, verhält, bleibt zu untersuchen. Vielleicht liegt nur eine Wappenbestätigung bei der Ernennung Fabian Luthers zum kaiserlichen Pfalzgrafen, einem damals des öfteren verliehenen einfachen Titel, vor. Dann würde Fabian Luther zwar zur späteren Familie des Reformators gehören, nicht aber als direkter Vorfahr des Reformators in Betracht kommen. Es geht nicht an, daraufhin auf eine adelige Abkunft der Familie des Reformators Anspruch zu erheben, wie das von manchen Genealogen gesehen ist.

Eine adelige Familie von Luter, Lutter, Luther oder Luder hat es schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gegeben. Zu ihr gehört jener

24) Enders 8, S. 27 f. und S. 258 f.

25) David Richter a. a. O. S. 137 und S. 665.

26) Ed. Jacobs: Thalmansfeld, Luther, seine Familie und Mansfelder Freundschaft. (Zeitschrift des Harz-Vereins. Jahrg. 2, 1869, S. 53—66.) — Derf.: Siegel der Stadt Thalmansfeld und dortiger Bürger. (Ebda. S. 185—191 mit Abbildungen.)

27) Jacobs a. a. O. S. 60.

28) David Keil: Genealogia D. Martin. Luthers. (fortgesetzte Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen auf das Jahr 1731. Leipzig 1731. Viertes Beitrag. S. 523 bis 535 mit einer Abbildung des Wappens.) — David Richter a. a. O. S. 665 und S. 765 f. — Friedrich Sigemund Keil a. a. O. S. 10. — S. a. Otto Sartorius: Das alte Wappen der Luther. (Familienblatt der Lutheriden-Vereinigung [Bd. 1] Nr. 8. Mai 1928. S. 18—20 mit einer etwas vergrößerten Nachbildung der von David Keil a. a. O. gegebenen Abbildung.)

Wigand von Luther, der um das Jahr 1300 erwähnt, und der von den Genealogen vielfach als Vorfahr des Reformators in Anspruch genommen wird. Das ist nichts als eine leere Vermutung, für die ein Beweis nicht erbracht ist und vermutlich auch nicht erbracht werden kann. Es ist nicht vertretbar, für die Träger des adeligen und des nichtadeligen Namens Luther einen gemeinsamen Urvater anzusetzen. Und es ist auch durchaus abwegig und durch nichts begründet, wie K. Luther in seiner oben genannten Schrift getan hat, die Verarmung eines Familienmitgliedes als Grund für die Ablegung des Adels seitens der, später, nichtadeligen Familie Luther anzunehmen. Es ist vielmehr mehr als wahrscheinlich, daß die adelige und die unadelige Linie ohne irgendwelche verwandtschaftlichen Beziehungen von jeher nebeneinander gelebt haben, daß die adelige Linie von einer Örtlichkeit, mag dies nun der Hof Lutterra bei Möhra oder eine Örtlichkeit oder ein Fluß im Hessischen gewesen sein, ihren Namen hergeführt hat, während der Personennamen Luther von dem alten Namen Lothar herzuleiten sein dürfte.

Über Fabian Luther als sehr wahrscheinlichen Verwandten Martin Luthers kommen wir vorläufig nicht hinaus.

Wie sah Luther aus?

Von Theodor Knolle, Samburg.

Wie sah Luther aus? Scheinbar eine müßige Frage! Das weiß doch jeder Deutsche, ja wohl schon jedes Schulkind. Ist doch kein Bild in vier Jahrhunderten so in jedes evangelisch-deutsche Haus, in jede evangelisch-deutsche Schule, auch in viele evangelische Kirchen gekommen wie eben das des Reformators. Brachte doch bis ins 19. Jahrhundert hinein jeder Katechismus das Lutherbild, waren doch die alten, großen Hausbibeln und auch viele der modernen Massen-Bibeln mit einem Bild des Bibel-Übersetzers geschmückt. Dazu kommen die Luther-Denkämer, wie sie auf den Plätzen und Straßen so vieler deutscher Städte stehen, dazu die Luther-Medaillen, wie sie bei den verschiedenen Jubiläen geprägt sind. Ja, auf Tassen und Tabaksdosen, Taschentüchern und Stickerien, auf Öldrucken und Neuruppiner Bilderbögen ist er zu finden. So ist allerdings ein populäres Lutherbild entstanden, das jedem sofort vor Augen steht. Nach den Bildern etwa der „Vater Luther“: ein behäbiger,

freundlicher, älterer Mann in faltenreichem, talarartigen Gewand, mit breitem Gesicht, stark ausgebildeten Kinnbacken, schwammigen Zügen, reichem, lockigem Haar, kleinen, sanftblickenden Schlitzaugen, ein Bild, das nicht viel mehr sagt als das bekannte Seine-Wort: „Es ist ein dicker Mann, also ist's auch ein guter Mann“. Daneben der Held der Denkmäler in pathetischer, manchmal posenhafter Haltung: Die Faust auf die Bibel geballt oder das Buch an die Brust gedrückt, in „trutziger“, fast theaterhaft-herausfordernder Haltung. Aber ist das nun der wirkliche Luther? In unserer Zeit der Luther-Renaissance, die uns eine ganz neue Luther-Vorstellung von dem echten Luther in seinem schweren und ernstesten Kampfe gegeben hat, hat man mit dem Musterbilde braver Bürgerlichkeit und dem Schaubilde aufdringlicher Seldenpose nichts mehr anfangen können und daher gefragt: „Wie sah er denn wirklich aus?“ Und siehe da: Die Quellen lassen uns nicht im Stich. Es gibt Bilder, die, nach dem Leben gezeichnet, uns nun doch ein ganz anderes, tieferes, geistigeres, gewaltigeres Bild von dem Reformator vermitteln und die — einmal wieder in breiteren Schichten unseres Volkes bekannt geworden — mit zum neuen Verständnis des wirklichen Luther helfen können.

Freilich, der größte Meister jener Tage hat Luther nie porträtiert. Albrecht Dürer, der am Anfang des Jahrhunderts zur Ausmalung des kurfürstlichen Schlosses und zur Ausschmückung der Schloßkirche in Wittenberg weilte, ist nicht wieder nach Luthers Auftreten dorthin gekommen. Es war sein Wunsch zwar, wie er ihn 1520 an Spalatin schrieb: „Hilf mir Gott, daß ich zu D. Martin Luther komme, so will ich ihn mit fleiß konterfeyen und in Kupfer stechen, zu langem Gedächtnis des christlichen Mannes, der mir aus großen Ängsten geholfen“. Es ist nicht dazu gekommen. Dürers Porträt von Melancthons feinem geistigen Gelehrtenkopf läßt uns ahnen, was er uns in einem Lutherbilde geschenkt hätte. Dieser Mangel aber sollte nicht übersehen lassen, daß wir dennoch Lutherbilder haben von großer, eindringlicher Kunst der Charakterisierung. Wohnte doch, mit Luther befreundet, in Wittenberg Lucas Cranach, Bürgermeister und Apotheker, und mehr als das, Meister der Bildkunst in Holzschnitt, Kupferstich und Ölbild. Wie man auch seine künstlerische Persönlichkeit im ganzen werten mag, wir danken ihm und ihm zuerst die echten Lutherbilder.

1520 hat er das erste Bild geschaffen (Abbildung 1): Der Mönch Luther,

des Geist im Kloster zweier Welten Schlachtgebiet war. Ein Bild von erschütternder Realistik und eindringlicher Seelendeutung zugleich. Alles Nebensächliche ist weggelassen, alle Kunst ist auf die Darstellung des Kopfes gerichtet. Er steigt aus der einfach behandelten Mönchskutte, dem weißen Wollgewande, das innerhalb des Klosters getragen wurde, ohne jeden Sintergrund in schlichter Größe empor. Ein Mönchskopf, mit dem Kranz der Tonsur, mit den hageren, vom Fasten und Forschen eingefallenen Wangen. Dies Bild entspricht genau der Beschreibung, die ein Leipziger humanistischer Professor von Luther bei seinem Auftreten auf der Leipziger Disputation mit Eck gibt: „Martinus ist von mittlerer Größe, sein Leib ist mager, von Sorgen und Studien so erschöpft und abgemergelt, daß man, wenn man ihn in der Nähe betrachtet, beinahe alle seine Knochen zählen kann“. Aber freilich, das Gesicht verrät mehr als das Fasten eines Mönches. Die hohe gewölbte Stirn mit stark vorladenden Stirnbeinen, das breite, vorspringende Kinn, die feinen, schmalen, zusammengepreßten Lippen, die kräftige Nase mit tiefer Nasenwurzel und insbesondere unter den weit herunterziehenden Brauen die tief liegenden schmalen und schräg gestellten Augen — das ist ein Kopf geprägtester Bedeutsamkeit, der von schweren Gedanken, sehnsüchtigem Ringen, fester Entschlossenheit Kunde gibt. Insbesondere die Augen tun es einem an: Augen, die den Abgrund gesehen haben und aus letzter Schau nun die Entscheidungsfrage an die Menschheit stellen. Es sind Augen, von denen der erste Kanzler der Wittenberger Universität nach dem Besuch von Luthers Vorlesungen sagte: „Dieser Bruder hat tiefe Augen, er wird wundersame Phantastien haben“, Augen, die den Kardinal-Legaten Cajetan nach dem Verhör Luthers zu Augsburg 1518 erschreckten: „Ich will nicht weiter mit dieser deutschen Bestie zu tun haben; denn sie hat tief liegende Augen und wunderliche Spekulationen im Kopf“. Wahrlich, dieses Bild, so wenig schön und idealisiert es ist, läßt etwas ahnen von dem ganzen Ernst der Begegnung mit der Gotteswirklichkeit, aus dem die Reformation anhub. Es ist ein Meisterstück der Bildnis-Kunst, das mit Recht die Unterschrift trägt:

„Seines Geistes ew'ges Bild
 Luther selbst erkennen läßt
 Sein vergänglich Angesicht
 Hält das Bild des Lucas fest.“

Ein zweiter Kupferstich von Cranach (Abbildung 2) zeigt den Professor. Es ist im Jahre 1521 kurz vor der Abreise Luthers entstanden, für den Reichstag von Worms selbst schon bestimmt. Es sollte in weitester Verbreitung auf den Mann vorbereiten, der vor Kaiser und Reich mit seinem Bekenntnis trat. Der Professor trägt das Doktorbarrett und die Kapuze. Wiederum liegt aller Nachdruck auf dem in sorgfamer Porträtähnlichkeit dargestellten Kopf. Ins Profil gewandt verstärkt er unsern Eindruck von der geprägten Größe diesen Antlitzes. Man ziehe einmal die markante Linie dieses Profils nach! Unter dem Doktorhut springt aus der Tonsur eine eigenwillige Locke heraus, dann wölbt sich die Oberstirn in machtvollem Bogen, die Unterstirn verdichtet sich in eigenartigem Wulst über den Augen; es folgt die feingeschwungene Profilierung der Nase; die Lippen liegen aufeinander, doch so, als wollten sie sich eben zum Worte öffnen; noch einmal lagert die Linie am vorstehenden, Entschiedenheit verkündenden Kinn aus, um dann in weicherer Rundung zum Ohr emporzuführen. Darin liegt nun schon ein voller gewordenes Gesicht. Wie genau es wiedergegeben ist, zeigen die Schatten der Rasur am Kinn, die Spuren des Bartwuchses an Backe und Hals. Von stärkster Eindringlichkeit wiederum die Augen. Hier sieht man, in wie tiefen Höhlen sie liegen. Jetzt sind sie fest und geradeaus gerichtet, ein lebhaftes Feuer verratend. Man versteht vor diesem Bilde das Urteil des Erasmus Alber, der in Luthers Frühzeit in Wittenberg studierte: „Ein fein, klar, tapfer Gesicht mit Falkenaugen hatte er“. Der Freund Melanchthon nannte die Augen „hell und freundlich blickend, wie es die Adler tun und die Genies“. Der Gegner Meander aber berichtet, daß sich der Ketzer bei seiner Ankunft in Worms mit dämonischen Augen umgesehen habe. Das Gesamtbild entspricht der Beschreibung eines Spaniers von seiner Erscheinung auf dem Reichstag: „Kräftig im Gesicht und im Körper“; die steife Haltung des Hauptes entspricht der Schilderung seines Ganges „also, daß er sich mehr hinter sich als für sich neiget“. Kurzum, es ist das reale und ideale Bild des Doktors und Professors (d. h. „Bekenners“), auf den die ganze deutsche Nation schaute, ob er seinen Mann stehen würde. Und er stand ihn: „Hier stehe ich“. Herders Luther-Schau charakterisiert auch trefflich dies Bild:

Mächtiger Eichbaum deutschen Stammes! Gottes Kraft! —

Drohen im Wipfel braust der Sturm! —

Du stehst mit hundertbogigen Armen dem Sturm entgegen und grünst!

Der Sturm braust fort! —

Es liegen da der dürreren armen Äste zehn darniedergesaut: —

Du Eichbaum stehst, bist Luther!

Das Jahr 1521 brachte noch ein weiteres Luther-Porträt von Cranachs Hand (Abbildung 3): den Ritter. Es hatte mit seiner Entstehung eine eigene Bewandnis. Anfang Dezember hatte sich Luther heimlich aus seinem Patmos auf der Wartburg aufgemacht. Die Nachrichten aus Wittenberg waren so beunruhigend, daß er eine Aussprache mit den Freunden haben mußte. So reitet der Junker Jörg im grauen Reiterkleid und rotem Barett mit Schwert und Helmhaube von Eisenach durch das Land seines erbittertsten Gegners nach Wittenberg. Mit seinem Knappen steigt er am Abend des 4. Dezember im Hause des Domherren von Amsdorf ab. Melanchthon wird zu dem fremden Ritter entboten. Er erkennt den Freund nicht. Das Ritterkleid, dazu das inzwischen lang gewachsene Haupthaar und der Vollbart haben sein Aussehen verändert. Nun wird auch Lucas Cranach geholt mit dem Auftrage, einen Ritter in Wams und Waffen zu malen. Schon hat er alles zur Skizze gerüstet, da enthüllt das Gelächter der Freunde den Scherz. Aber nun macht der Künstler ernst. Die Gelegenheit, Luther als Junker und Ritter festzuhalten, darf er sich nicht entgehen lassen. Er macht eine Zeichnung, nach der er dann ein Ölgemälde und einen Holzschnitt herstellt. Unser Bild zeigt diesen. Da ist nun, aus dem Mönchischen herausgewachsen, ein typisch deutscher Kopf entstanden. Die herbe Strenge der Mönchsbilder ist gemildert durch das anmutige Gelock des Haupthaares und das wallende Bekräusel des Vollbartes. Dabei erkennen wir deutlich die uns schon bekannten Züge wieder: die eigenwillige Stirnlocke, die machtvolle Stirn, die tief liegenden Augen unter den Stirnwulsten, die breiten Kinnbacken, die feine Nase, die zusammengepreßten Lippen. Wieder bannen uns die Augen: Ungleichmäßig gestellt, sehen sie wie in verhaltener Wehmut in das Dunkel einsamer Wartburgstunden, da „ein jeglicher in eigener Person für sich mit dem Tode kämpfen muß“, in den Sturm, dessen Vorzeichen sich ankündigten und der — von angeblichen Freunden der Sache entfacht — die größte Gefahr für die junge Saat der Reformation werden mußte. Freilich, dieses Bild redet auch von der Entschiedenheit, mit der er dann nach seiner endgültigen Rückkehr in den gewaltigen Fasten-

predigten die ganze bilderstürmende und schwärmerische Bewegung in Wittenberg machtvoll niederpredigte. Das etwas gehobene Haupt entspricht dieser tatkräftigen Entschlossenheit. Was uns die beiden Schweizer Studenten, die Luther bei seiner Rückkehr von der Wartburg im schwarzen Bären zu Jena gegenüberfaßen, ohne ihn im Ritter zu erkennen, erzählen, veranschaulicht dies Bild: „daß er mehr hinter sich denn nach vorwärts sich geneigt habe, mit hoherhobenem Antlitz gegen den Himmel“ und daß „die tiefen schwarzen Augen blinzeln und zwitzern wie ein Stern, sodaß sie nicht wohl angesehen werden können“. So zeigt uns das Bild in Luther wirklich den deutschen Eckart, der das Schwert des Wortes Gottes auf der Wartburg schärfte, um es dann in furchtlosem Kampfe zu führen, aber es geht auch durch seine Züge der Hauch deutscher Ritterlichkeit, der um die Wartburg, ihre stillen Winkel und edlen Säle mit reicher Geschichte deutschen Geisteslebens weht.

Aus dem Ritter wurde noch einmal der Mönch mit Kutte, Tonsur und glattem Gesicht. Erst 1524 vertauschte er die Mönchstracht mit der schwarzen Schaub des mittelalterlichen Gelehrten und ließ das Haupthaar frei wachsen. Und 1525 gibt er dem Mönchsdaßein letztes Valet: Er führt Katharina von Bora ins schwarze Kloster als Gattin und Hausfrau heim. Und da gibts nun wieder ein Cranachbild oder vielmehr mehrere: denn nach der feinen Sitte der Zeit pflegten sich die Neuvermählten im Bilde Freunden und Verwandten vorzustellen. So zeigen Rundbilder von kleinem Umfang Ehemann und Ehefrau. Da es nur wenige waren, wurden weitere in größerem Formate hergestellt. Unsere Abbildung zeigt das Rundbild von Cranach, das aus dem Jahre 1525 stammt. Die uns bekannten Merkmale seines Antlitzes sind alle in diesem Porträt wiederzufinden, nun freilich bei aller kraftvollen Betonung zu fast klassischer Geschlossenheit und Ruhe gesammelt. Es ist der Luther in der Vollkraft seines Wirkens und seiner Erscheinung. Kein Ehemann nach dem Geschmack romantischer Liebesideale. Hat er doch geheiratet, als er den Tod erwartete, dem Papst und Satan damit noch einen untilgbaren Tott zu tun, ein Tatzeugnis evangelischer Heilighaltung der Ehe als Gottes Schöpfungsordnung. Diese Augen sind noch schwermütiger als die des Junkers. Sie haben Mord und Blutvergießen des Bauernkrieges gesehen. Sie tragen Trauer um das deutsche Volk, das seinen Propheten nun nicht mehr bloß im Lager der Glaubensgegner, sondern auch im Bauerntum verkannte. Aber

dennoch — die dunkle Tiefe kann der festen und freien Klarheit der Augen nichts anhaben. Da ist nichts von Schlawheit oder Mattigkeit. Jeder Zug des Antlizes ist innerlichst gesammelte Kraft. Weitab von Selbstvermessung und Anmaßung, Pathos und Pose ist alles schlichter Ausdruck der Verantwortung, mit der dieser Mann vor seinem Gott und darum vor seinen Brüdern stand.

So sah Luther aus. So sollen wir ihn sehen in der großen treue Tiefe und trotzige Tapferkeit umspannenden Ganzheit seines Wesens. Dieses Bild des Reformators, in das die drei andern vom Mönche, Professor und Ritter einmünden, kann uns den wirklichen Luther nahebringen, wie ihn einst Goethe in einem Briefe an Herder charakterisierte: „Immer der ganze Luther und ein ganzer Kerl, ganz Mönch, ganz Ritter, ganz Lehrer“.

Die Schriften Luthers für jedermann*)

Von J. f. Niethammer.

Die besondere Absicht dieses Unternehmens ist, daß es die Schriften Luthers für jedermann sind, die hier gesammelt werden; und daß davon vor allem andern gelten soll: „den Armen wird das Evangelium gepredigt“.

Es scheint eine beinahe verlorene Kunst, von Religion schreiben und predigen, wie es jedermann gefällt. Luther, ein Meister in dieser Kunst, sagt von sich: „Wenn ich in meiner Predigt sollte Philipp Melancthon und andere Doctoren ansehen, so machte ich nichts Gutes; sondern ich predige aufs einfältigste den Ungelehrten und es gefällt allen“. Unsere Lehrer der Religion in Wort und Schrift dagegen thun das gerade Gegentheil: sie setzen auf den vornehmen Stand der sogenannten Gebildeten, deren religiöse Bedürfnisse von ganz anderer Art und weit höher seyn sollen, als die des großen Saufens der Gemeinen. Aber eben deshalb schreiben und predigen sie auch, wie es nie-

*) Aus der Vorrede des bayrischen Oberkonsistorialrates D. Niethammer zu seiner Luther-Auswahl „Die Weisheit D. Martin Luthers“, Nürnberg 1836. Prophetisch hat hier N. auf jene Gefahr der Intellektualisierung der Bildung und die dadurch entstehende Zerreißung des Volkes hingewiesen, aus der der Nationalsozialismus wieder zur Einheit unserer Kultur und unseres Volkes zurückführen will. Luther bedeutet, was N. klar gesehen hat, die Einheit der Sprache und des Volkes!

man d gefällt, und machen in der That nichts Gutes, sondern richten vielmehr großen Schaden an. Das Volk mit seinen religiösen Bedürfnissen versäumen sie, und die Vornehmen, nach deren Beifall sie trachten, mögen sie doch nicht befriedigen. Hunderttausende, die einfältig in dem Glauben ihrer Väter blieben, sind wie eine zerstreute Heerde, für deren Nahrung niemand sorgt; und die kleinere Zahl der sogenannten Gebildeten, denen schon eine höhere Weihe der Religion zugeschrieben wird, darbt nichts destoweniger bei allem Überfluß an religiösem Vorrath, der für sie bereitet wird.

Daß dabei das Volk, als die bei weitem größere Zahl, dem ungleich kleineren Kreise der sogenannten Gebildeten aufgeopfert wird, gereicht ihnen allerdings zum Vorwurf. Allein sie scheinen das nicht zu achten, weil ihnen doch nur die letzteren eigentlich als die Auserwählten gelten, die schon auf die Stufe der Geistesbildung vorgeschritten seyen, auf welcher das höhere Heiligthum der Religion sich eröffne, während jene ersteren, nach dem Gesetz der fortschreitenden Veredlung der Menschheit ihnen in gleicher Bildung zu folgen bestimmt, vorerst nur in derselben Art bearbeitet werden müssen, damit auch sie allmählich zu der Stufe der Geistesbildung hinangelangen, wo sich die höheren Ansichten der Religion ihnen gleichermaßen aufthun werden.

Als entschieden also setzen sie voraus, das Volk vermöge nicht, die Ansicht von Religion zu fassen, die den Gebildeten allein genüge; und darum halten sie für recht, da einmal nicht für beide zugleich gesorgt werden könne, auf die letztern alle Sorgfalt und Pflege allein zu wenden, die ersteren aber mit ihren religiösen Bedürfnissen einstweilen sich selbst und den geringen Mitteln, mit denen sie sich behelfen, zu überlassen und zu erwarten, daß sie sich nach und nach auch an die höhere Sprache der Religion gewöhnen, die das Eigenthum der Erleuchteten geworden sey. Andere in der gleichen Überzeugung, daß die Verschiedenheit der Bildung unter uns sowohl der Art als dem Grade nach zu groß sey, um für die religiösen Bedürfnisse aller Classen auf Eine und dieselbe Weise sorgen zu können, sind wenigstens mitleidiger, und schlagen vor, die Kirchen der Christen, gleichsam nach dem großen Vorbilde des Tempels der Juden, in Vorhof, Heiliges und Allerheiligstes abtheilen, und in jeder Abtheilung anders predigen zu lassen.

Gegen solche Verirrung mag es wohl an der Zeit gefunden werden, nicht nur an jene Lehre eines bewährten Meisters zu erinnern, sondern auch Beweis

und Muster eines richtigeren Verfahrens aufzustellen, zugleich aber der Verlassenen sich anzunehmen. Diesen also zum Trost und zur Beruhigung, jenen aber zur Warnung und Belehrung mögen die Schriften Luthers dienen, die Schriften für jedermann sind.

Aber eben jenes Übergewicht, das den sogenannten Gebildeten in Ansehung der Religion eingeräumt wird, ist eine Erscheinung der Zeit, die eine sehr ernsthaftige Erwägung verdient. Unstreitig hat sowohl die allgemeine Bildung überhaupt, als die religiöse Bildung insbesondere, bei einer großen Anzahl einen Gang genommen, der wohl Besorgnis erwecken kann.

Was zuvörderst die allgemeine Bildung betrifft, so sollen allerdings die anerkannten Fehler dieser Bildung mit ihren krankhaften Erscheinungen: der eitle Gang nach prahlerischer Vielwisserei und die mit ihm verbundene Seichtigkeit; die Verbildung des Geschmacks und das ausschließende Gefallen am Gesuchten, Bekünstelten, Überladenen, mit dem daraus hervorgehenden unruhigen Verlangen nach beständigem Wechsel und immer neuen Reiz; die geistige Überreizung überhaupt und die daher rührende Schlassheit, Empfindelheit, Gemüthsleerheit hier nicht einmal in Betracht kommen. Dagegen die Bestrebungen, die als Vorzüge der allgemeinen Bildung unsrer Zeit gelten: die vorherrschende Forderung, alles vorzugsweise auf das Wissen zu beziehen und bloß als Gegenstand zerlegender Betrachtung und Beurtheilung zu behandeln, das frühzeitige Hervorrufen des zergliedernden Verstandes schon in dem frühen Kindesalter; die zusehends ausgebreiteter und eifriger werdenden Versuche, selbst den frühesten Kinderunterricht durch Einlernung künstlich gebildeter allgemeiner Begriffe zugleich zu beschleunigen und zu bevestigen; diese verdienen um so größere Aufmerksamkeit. In der That läßt sich wohl denken, wie das Zusammenwirken dieser Bestrebungen nach und nach eine Gewohnheit erzeugen könne, nur an allgemeinen Verstandesuntersuchungen Gefallen zu finden, sonach auch die höchsten Angelegenheiten des Herzens nur betrachtend und zergliedernd aufzufassen, und selbst die heiligsten Gefühle nur aus den Händen des betrachtenden Verstandes zu empfangen. Dieser Gang der allgemeinen Bildung muß allerdings auch in Ansehung der Religion ein eigenes Bedürfnis erzeugen; und es mögen also Gebildete der Art in großer Zahl schon jetzt vorhanden seyn und in noch größerer Zahl bald herangezogen werden, denen die Religion in der einfachen Sprache, die mehr zu dem Herzen als zu dem

Verstande spricht, und eben durch ihre Einfachheit das unverbildete Gemüth so mächtig ergreift, nicht gefallen noch genügen kann. . . .

Bedenklicher wird dieselbe Erscheinung in dem eigenthümlichen Einfluß, den jenes Übergewicht der Gebildeten auf unsere öffentlichen Religionsanstalten in Ansehung des Christenthums äußert.

Dahin ist es gekommen, daß man oft in unserem Gottesdienst vergebens Christenthum sucht, daß man oft statt christlicher Predigt nur etwas wie Freimaurer-Reden hört, in denen nichts hervorsteicht als das Bestreben, kein christliches Wort verlauten zu lassen. Und so sind mehr oder weniger nicht nur unsere Predigten, sondern auch unsere Gebete und Gesänge, zum Theil sogar auch schon unsere Katechismen, die darin die Läuterung der Religionserkenntniß suchen, daß sie die eigentlichen christlichen Lehren mehr und mehr entfernen. So wird nicht nur den Armen nicht, sondern auch das Evangelium wird nicht gepredigt! Mag sich dann noch jemand wundern, wenn nicht nur aus dem Kreise der sogenannten Gebildeten, sondern sogar aus den christlichen Kirchen und Gemeinden die Sprache des Christenthums und das Christenthum selbst mehr und mehr verschwindet?

Eine pädagogische Verirrung unserer Zeit vollendet den Verfall, der von jener Seite begonnen hat. Zwar die Meinung: „Daß die Religion überhaupt dem kindlichen Geist nicht angemessen und es deshalb unverständig sey, dem Kinde früher von Religion zu sprechen als seyn Verstand die nöthige Reife des Begreifens erlangt habe“, hat nicht allgemeinen Beifall gewonnen. Es finden immer noch viele unbedenklich, ihre Kinder schon frühzeitig wenigstens einen frommen Spruch, ein einfaches Gebet, ein andächtiges Lied lernen und sprechen zu lassen. Dagegen die andere Meinung: „daß der Religionsunterricht, welcher den Kindern ertheilt werden könne, sich auf das rein Allgemeine beschränken müsse, daß darin kein positiv christliches Wort vorkommen dürfe, daß die Lehren, die in den frühern pädagogischen Zeiten als die Milch des Evangeliums, den Kindern mitgetheilt wurden, für diese eine ganz unverdauliche Speise seyen, und daß es Zeit genug sey, das sogenannte Positive, als das ohnehin weniger Wesentliche, als Schluß des Unterrichtes kurz anzuhängen“; — diese Meinung, von angesehenen Erziehern und Erziehlehrern gelehrt und ausgeübt, greift täglich weiter um sich; ohne daß sich auch nur eine Ahnung zeigte, zu welchem Abwege sie führt, der doch so nahe liegt. So wenig eine

später erlernte Sprache jemals einem Menschen seine Muttersprache ganz ersetzen und die eigentliche Sprache seines Herzens werden kann, so wenig wird jemals die Sprache des Christenthums einem Menschen, dem sie nicht die Muttersprache seiner Religion geworden ist, die Herzenssprache seiner Religion werden. Unvermeidlich also wird jene pädagogische Scheinweisheit, wenn sie sich im Ansehen behaupten sollte, die kommenden Geschlechter dem Christenthum, das sie nur als einen unwesentlichen Anhang der Religionslehre kennen lernen, mehr und mehr entfremden, und es wird selbst die Sprache des Christenthums untergehen unter uns durch eigene Schuld. . . .

Führt die Bahn der allgemeinen Bildung unter uns zu diesem Ende, so ist wenigstens zu fürchten, daß sie eine Irbahn sey! Und so wäre es wohl hohe Zeit, still zu stehen, um sich nach einem andern Wege oder nach einem sichern Führer umzusehen!

Freilich lassen sich auch unter uns schon wieder Predigten hören und lesen, denen es nicht an christlichen Worten und Redensarten mangelt; es verlautet aber, daß sie nicht weniger als ihre unchristlichen Vorgänger das Gemüth kalt und unbefriedigt lassen. Wo nun die Schuld davon liege? ob an den Rednern? oder an den Zuhörern? mag hier unentschieden bleiben. Beide können Probe bestehen an den Schriften Luthers, in denen im Geist und in der Wahrheit Evangelium gepredigt ist. Den einen, sofern ihr Verlangen rechter Art ist, werden diese Schriften Erbauung und Beruhigung gewähren; die andern werden, was ächte Begeisterung sey, inne werden an dem Vorbild des wahrhaft großen Mannes, der, durchdrungen von dem Geiste des Christenthums, Eins ist in Glauben und Wort. An seinen Werken mögen sie lernen, was da heiße in Wahrheit Christum predigen und Gottes Wort lauter und rein verkündigen, und von Gott und göttlichen Dingen reden, wie es alle Welt versteht, und aller Welt genügt, und aller Welt zu Herzen geht.

Hier dann zum Schlusse auch noch ein Wort der Erinnerung an ein anderes nur zu oft verkanntes Verdienst des großen Mannes, nämlich, daß er eben durch jene Begeisterung der Schöpfer einer heiligen Sprache unserer Kirche geworden ist.

Jene eigenthümliche Sprache, welche in den Schriften Luthers als eine ganz neue Schöpfung erscheint, in welcher Geist und Wort so wunderbar Eins sind, ist dadurch von unschätzbarem Werthe, daß sie, erzeugt in jenem gänzlichen

Erfüllt- und Durchdrungeneseyn von dem Sinn und Geiste des göttlichen Wortes, an dem er mit ganzer Inbrunst seiner Seele hieng, eben durch die Begeisterung, in der sie empfangen wurde, selbst auch die Kraft der Begeisterung hat, das Erweckende, Ergreifende, Erhebende, das unwillkürlich die Herzen anspricht und mit sich fortreißt. Welchen hohen Vorzug nun hat nicht unsere Kirche eben dadurch, daß eine solche Sprache ihre heilige Sprache geworden ist!

Luther als Übersetzer *)

Von Gustav Bebermeyer, Tübingen.

Die Bedeutung, die in der Geschichte des deutschen Schrifttums dem 16. Jahrhundert zukommt, war lange Zeit umstritten. Vom Blickpunkt der mittelhochdeutschen Literaturblüte betrachtet, schien das literarische Antlitz der Reformationszeit nur rohe ungepflegte Züge aufzuweisen. Erst als die Forschung unserer Tage die eigentümlichen Gegebenheiten und Voraussetzungen, die das Werden, Wesen und Wollen dieser Literatur bestimmten, erkannte und herausstellte, war die Bahn für eine neue, gerechtere Beurteilung frei. Wo der kritische Blick früher nur Verfall überlieferter Kunstformen gesehen, lernte er nun, Stilgefühl, Formwillen und Lebensausdruck einer andersgearteten Welt achten. Wie das gesamte Schrifttum in Gehalt und Gestalt nach Zweck und Ziel der reformatorischen Erneuerungsbewegung, bald durch Zustimmung, bald in Ablehnung ausgerichtet, d. h. Tendenz- und Streitliteratur wird, so fallen mit der Anteilnahme der breiten Öffentlichkeit die künstlichen Schranken betonter Abgeschlossenheit, wie sie durch die neulateinische Dichtung der Humanisten zwischen Dichtern und Publikum errichtet waren. Die Literatur wird nun Lebensausdruck der führenden Gesellschaftsschicht des Stadtbürgertums in Gedanke, Form und Stil: sie wird durch den warmen Blutstrom volkhafter Verbundenheit genährt. Bevorzugte Gattungen wie Satire, Streit- und Flugschrift, Schwank, Buchdrama und Fastnachtspiel, Volksbuch und Kirchen-

*) Einleitung aus „Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts, I. Martin Luther“, Sammlung Götschen, Berlin 1933. Auf dieses ausgezeichnete Werk des hervorragenden Germanisten und Mitarbeiters der Weimarer Luther-Ausgabe sei nachdrücklich hingewiesen.

lied nehmen einen mächtigen Aufschwung. Und neben die gebundene Form, für die der Vers nur noch literarisches, kein künstlerisches Mittel mehr ist, tritt gleichberechtigt die Prosa. Ist der literarische Aufschwung im Zeitalter der Reformation auch im ganzen der mittelhochdeutschen und klassischen Literaturblüte nicht vergleichbar, so hat er doch manche überragende Persönlichkeit hervorgebracht. Unter ihnen steht neben dem Nürnberger Meister und Dichter der Reformator selbst an erster Stelle.

Daß Luthers Werk auch für die deutsche Literatur des 16. Jahrhunderts so bedeutsam wurde, war nicht sein ursprünglicher Wille. Erst der Erfolg seiner reformatorischen Tat führte zu dieser Entwicklung. Sein Kampfziel war ein kirchlich-religiöses, unliterarisches. Aber die Durchführung des Kampfes erforderte je länger je mehr die sichere Handhabung auch der literarischen Mittel. Dazu aber war nötig Schulung und Beherrschung des sprachlichen Ausdrucksvermögens. So mußte der Reformator, da die frühneuhochdeutsche Schrift- und Kunstsprache damals noch nicht einmal im Rohbau fertig war, auch den sprachlichen literarischen Bezirken sich zuwenden. Und das tat er mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Ausdauer. Den äußeren Sprachbau, das Körperhafte im Bestand der Laute und Formen, entnahm er dem Rüstzeug der kursächsischen Kanzlei. Er schließt sich also darin der fortschreitenden Entwicklung an, die schon zwei Jahrhunderte vor ihm in Böhmen in der Prager kaiserlichen Kanzlei eingesetzt hatte, die aber erst nach Ablauf weiterer zweihundert Jahre zur vollen Einigung der hochdeutschen Gemeinsprache führen sollte. Deshalb ist die alte Meinung, Luther wäre der Begründer unserer neuhochdeutschen Schriftsprache, irrig und abzulehnen. Richtig ist, daß durch die ungeheure Verbreitung der reformatorischen Schriften, zumal der Bibelübersetzung, die Entwicklung zur sprachlichen Einheit mächtig gefördert wurde.

Angeborene Begabung und warmherziges Verständnis für sprachliches Leben sind dem Reformator eigen. Er weiß, daß Sprache mehr ist als Laute und Formen, daß sie geformter Geist ist und daß des Volkes Seele in seiner Muttersprache lebt. Viel denkt er über sprachliche Dinge nach und beobachtet die Spracherscheinungen daheim wie auf Reisen außer Landes. Seine eigene Sprachwelt umfaßt alle Bezirke; lebende Volksmundart und Umgangssprache; Literatur- und Kanzleisprache, Sprache der Predigt und der Mystik, auch

antike und humanistische Wohlredenheit ist ihm nicht fremd. Daß Luther all diese so wesensverschiedenen Elemente zu einer Einheit in Poesie und Prosa einzuschmelzen wußte, ist eine sprachgeschichtliche Leistung ersten Ranges. Wie er im einzelnen die Quellen ausschöpfte, hat die Forschung noch zu klären: so erfreulich auch ihre Ergebnisse und Einsichten der letzten Jahrzehnte sind, noch immer kennen wir die wirkliche Sprachwelt Luthers viel zu wenig. Wir wissen, daß er von der umständlichen, ledernen Kanzleisprache nichts hält; gleichwohl kann er sich ihrem Bereiche nicht völlig entziehen. Mit glücklicher Hand hebt er den Schatz der lebendigen Volksmundarten, wodurch Ausdruck, Rhythmus, Melodie und Stilhaltung ihre Wärme, Frische und Plastik gewinnen. Seiner Herkunft nach ein Sohn des Volkes, gelingt ihm wie selten der Gleichklang von Volkstum und Sprache. So liebt er die kernigen, schönkräftigen Formeln volkhaften Sprichwortgutes, das er sammelt und bei jeder Gelegenheit verwendet.

Im ganzen gesehen, dürfen wir feststellen: Luther hat in ernster, liebevoller Besinnlichkeit und Beobachtung die Seele der deutschen Sprache entdeckt, sie durch die Bibelübersetzung insbesondere geheiligt und geweiht und so im End-erfolg ihr die Gleichberechtigung mit den alten heiligen Kirchensprachen errungen. Namentlich durch die überragende Leistung seiner Bibelübersetzung wird er der Begründer der neuen deutschen Kunstprosa, die bis heute ihre spracherneuernden Kräfte gern aus Luthers Leistung schöpft. Im einzelnen ist seine Sprache sehr vielschichtig; in den Flugschriften, Predigten und Briefen zielt der Reformator weniger auf künstlerische Formung als auf schlagende Wirkung durch derb volkstümliche Stil- und Ausdruckhaltung. Gleichwohl darf auch ihre sprachliche Bedeutung nicht unterschätzt werden, denn sie haben der jungen aufstrebenden deutschen Prosa ein neues weites Feld erobert. Anders die Sprache der Tischreden, die bald auf gelehrten, bald auf gemütvoll plaudernden Ton der Rede im vertrauten Kreise abgestimmt sind. Die höchste, dichterische Kraft erreicht die Luthersprache in den Fabeln, Liedern und den poetisch gehobenen Stellen der Bibelübersetzung. Und was für die Sprache, gilt auch für die literarische Bedeutung des gesamten Lutherschen Schrifttums. Sprache und Stil der Lutherschriften sind im besonderen wie im ganzen für alle Zeiten beredete Zeugen seiner einmaligen Persönlichkeit und geschichtlichen Größe, eine machtvolle Offenbarung deutschen Geistes.

Luthers Fastenpredigten 1534. I¹⁾

Von Theodor Knolle-Samburg

1. Predigt

am Sonnabend nach Invocavit 1534 in der Schloßkirche
über die Versuchung Jesu (Matth. 4, 1 ff.)²⁾

Die Anfechtungen Jesu: Meister Klügel will Gott lehren
Einl.: Christus ist so stark angefochten wie wir

(Der Anfang fehlt.) Nach Hebr. 4, 15 war ein Unterschied zwischen Christus und einem anderen Menschen. So wurde er versucht zu Haß, Neid und wider Willen gegen Gott. Es ist Christo kein Scherz gewesen, wenn er so versucht wurde, als hätte ers nicht gefühlt. In der Krippe, im Leben fühlte er Hunger und Durst, er wurde gefangen, er schwitzte Blut und dann wurde er gekreuzigt in Schwachheit. Summa: um unfertwillen wurde er schwach, hat alles Widrige gefühlt, hat ihm auch weh getan. So hat er wohl empfunden diese Versuchung, das bezeugen deutlich die Worte (des Textes). Der Teufel, der böse, heftige und hoffärtige Geist, hat ihn wollen reizen zu Mißglauben, Gotteslästerung usw.

Obwohl Christi Natur rein und unschuldig war und nicht sündigen konnte, doch hat er gleichwohl diese Stöße gefühlt: „Laß Gott Gott sein!“ Daher müssen wir glauben, daß er ja so stark ist angefochten als wir, nur daß er nicht solche sündlichen Gedanken gehabt hat wie wir. Daher konnte er nicht sündigen. Wir sündigen, wenn wir angefochten werden, weil wir nicht so scharf und rein geschliffen sind wie Christus. Es hauet sich nicht sowohl mit einer

1) Eine Besprechung dieser im Thema der Anfechtung einheitlichen Predigten bringt das nächste Heft.

2) Weim. Ausg. XXXVII, 308 ff. Die Nachschrift ist eine Mischung aus Lateinischem und Deutschem. Weitere Predigten Luthers über denselben Text am Sonntag vorher (XXXVII, 304 ff.), aus 1521 (IX, 588 ff.), 1523 (XI, 20 ff.), 1524 (XV, 438 ff.), 1525 (XVII¹, 63 ff.), 1526 (XX, 269 ff. und 275 ff.), 1528 (XXVII, 61 ff.), 1529 (XXIX, 52 ff.), 1532 (XXXVI, 118 ff.), 1537 (XLV, 25 ff.), 1538 (XLVI, 201 ff.), Fastenpostille (XVII², 186 ff.), Winterpostille (XXI, 96 ff.), Hauspostille (LII, 171 ff.). Ich gebe im Folgenden die Predigten nicht nach Druckbearbeitungen, weil die Nachschriften zwar oft unvollständig sind, aber doch ein unmittelbareres Bild der gehaltenen Predigten vermitteln.

bösen scharfartigen Barten (= Beil). Drum hat er ebensowohl die Versuchungen des Teufels gefühlt wie wir.

S. Lucas (4, 2) sagt, daß er versucht worden sei die ganzen 40 Tage. So hat ihn der Teufel immer wieder versucht, er hat ihn nicht einmal zu einer Zeit oder Stunde mit jenen drei Versuchungen angegriffen, sondern heute ist er mit der ersten vorgestoßen, morgen mit der zweiten, oder vormittags mit der ersten, nachmittags mit der zweiten. Lucas folgt auch nicht derselben Ordnung wie Matthaeus. Damit wird angezeigt, wie der Teufel die Menschen angreift: Er hält keine Ordnung. Darnach er eine Lücke findet, da er einbrechen kann und darnach der Mensch geschickt ist, danach kommt er mit einer Versuchung. Er steigt gern in den Garten, da der Zaun am niedersten ist. . . Ich könnte auch nicht eine bestimmte Reihenfolge meiner Anfechtungen angeben. . . Der Evangelist hat's in drei Hauptstücke gefaßt und in einer Anordnung wiedergegeben, die alle Anfechtungen zusammenfaßt. Sie gehen gegen den Glauben und die wahre Erkenntnis Gottes, weil alle Sünden, die wir tun, gegen den Glauben kämpfen. Wenn man die Anfechtung ansiehet, findet man, daß der Teufel Meister Klügel ist, der unsern Herrn Gott lehren will, wie er recht lehren und tun soll. Denn er bekämpft Wort und Werk und Wesen Gottes. Natürlich belehrt er nicht den Herrn, sondern er will uns besser lehren denn Gott, damit gehet er um. Darum gilt diese Anfechtung nicht allein Christo, sondern auch uns.

1. Meister Klügel will Gott sein Werk lehren.

So ist's: Der Heilige Geist führt in die Wüste, da ist weder Essen noch Trinken, wie die Israeliten nichts fanden als Holz und Stein. . . So greift uns der Satan erst an mit Mangel und will uns also in Ungeduld und hernach in Abfall des Glaubens und Gotteslästerung bringen. So bringt er uns dahin wie die Juden, daß wir Gott Stätte, Weise, Person setzen, wie er uns helfen solle. Wenn wir nichts haben, wollen wir nicht glauben. Wenn wir keine Person haben, die uns etwas geben kann, verzweifelt einer flugs. Denn wir wollen solche Heilige sein, die Gott Maß und Ziel setzen, wie und wann er uns geben soll. Ich hab weder Zeller noch Pfennig, soll doch essen und trinken? Wenn Gott nicht gibt, hält er seine Verheißungen nicht. Ich spreche nicht von fleischlichen und weltlichen Menschen, sondern von

denen, die Christus bekennen und an ihn glauben und wissen, daß Gott verheißt hat, er wolle uns in Hungersnot weiden. Wenn solche Menschen von Not angefochten sind, empfangen sie nicht sogleich das von Gott, dessen sie bedürfen, sondern er verzieht eine Woche, einen Monat, ein Jahr nach dem andern. (Der Mangel der Juden nach ihrem Auszug aus Aegypten ist Beispiel einer solchen Anfechtung.) So läßt uns Gott versuchen, ob wir ein wenig harren können, und ob unser Glaube rechtschaffen und beständig sei. Wenns uns einsteils, die wir doch treffliche Christen sein wollen, treffen soll, würden wir nicht bestehen, sondern Rat und Hilfe sogar bei den Feinden des Evangeliums suchen. . . „Bist du Gottes Sohn. . .“ Gott ist dein Vater, laß dir ihn nu zu essen geben! Ei, wie einen feinen Gott hast du. Glaubst du noch an das Evangelium und Christentum? Ich sehe wohl, die das Evangelium verfolgen, da ist alles vollauf. . . So lehrt der Satan Gott: Wenn er ein wahrer Gott wäre, dann würde er dir sofort, wenn du hungerst, Speise geben. So soll unser Herr Gott gefangen sein und die Weise halten, daß er gebe, wie und wenn ich ihm vorschreibe. Ich muß soviel Gulden haben; wenn ich sie nicht haben kann, will ich einen anderen Gott suchen.

So versucht dich Gott, daß du tapfer durchstehst, der Teufel dagegen, daß du umfallest. So hat er die Patriarchen versucht. (Veranschaulichung an der Geschichte Josefs: Die zwölf Jahre seiner Gefangenschaft werden sehr lang gewesen sein. Da fällt ein ungeübet Herz dahin. Als er nun gar noch des Ehebruchs verklagt und ins Gefängnis geworfen wird, da spricht die Stimme der Anfechtung: Nu gehe hin und glaube deinem Gott, der zuläßt, daß sie dich als einen Ehebrecher, Schalk und Bösewicht ins Gefängnis werfen; glaube mehr!) Wo da nicht tapfere Herzen sind, bestehen sie nicht. Unser Herr Gott gibt dir Stein und Holz zu fressen. Wenn ich dein Gott wäre, würde ich dich mit Gold, Nektar und Ambrosia überschütten. Aber Josef steht die Anfechtung Gottes aus und siegt. . . So lehrt Gott seine Werke erkennen. So sagt er: Ich laß dich ein wenig Mangel leiden, daß ich erfahre, ob du mich mit Herzen meinst. Hältst du fest, so will ich dich nicht verlassen noch versäumen. So macht er es auch mit Christus, den er auch nach der Menschheit über alle Kreaturen gesetzt hat. Christus sagt: der Mensch lebt nicht vom Brot allein. . . (V. 4.) Da scheidet er's fein. Ich will bei dem Wort bleiben und nicht eher essen, bis ich etwas durch Gottes Befehl bekomme. Ich

glaube, daß Gott die Seinen geistlich und leiblich speisen kann. Da bin ich in Gottes Auftrag. Wenn er mich durch Hunger untergehen oder wie Josef gefangennehmen lassen will, ist's gut; wenn nicht, wird er eine Weise finden, durch die er mich befreit. So wagte Christus dran, was er hat, und wartet, ohne Person, Stätte, Zeit festzulegen, sondern denkt so: Ich glaube an Gott. Er hat mir verheißten. . . Ehe ich davon wollte fallen. . . „Sprich, daß diese Steine Brot werden“, d. h. wenn es dein Gott ist, wird er dich nicht verlassen. „Ganz recht, weil er mein Gott ist, wird er mich nicht verlassen, und versucht mich nicht zum Bösen, sondern daß ich stärker werde; er weiß, zu welcher Zeit er mir helfen will“. So Judith (8, 11): „Wollt ihr dem Herrn nach euren Gefallen Zeit und Tag bestimmen, wann er helfen soll?“ Wenn ich denke: Auf diesen Tag soll er kommen, wenn er nicht kommt . . . , das heißt Gott versucht. So will der Teufel den Menschen vom Glauben reißen, daß er vom Wort Gottes falle.

2. Meister Klügel will Gott sein Wort lehren.

Nun lehrt er, wie er predigen und seine Worte setzen soll. „Ich sehe wohl, daß du von der Lehre Gottes handeln willst, ich will dir sagen, wie. Wenn du nicht Mangel und Unglück ansehen willst, komm, ich will dich recht Gottes Wort lehren“. Er erscheint als der höchste Engel. Er wird ihn angegriffen haben wie mich und dich. „Komm“ — und fort, hin auf den Tempel, damit Christus sehe, daß der Teufel auch heilig sei; bringt ihn hinauf und setzt ihn nicht ins Haus des Bürgers und Bauern oder in die Arena, sondern auf den Platz, wo der Sitz und die Wohnung Gottes ist. . . Als er ihn hinaufbringt, sagt er: „Laß dich hinab, denn du bist Gottes Sohn“, du liebst Gott und ein solcher kann nicht verderben, denn es steht geschrieben Ps. 91, 11 . . . Wie schön lehrt er ihn: „Er wird seinen Engeln über dir Befehl tun“ . . . Das ist Gottes Werk, daß die Engel die Menschen behüten, besonders die Heiligen. Darum laß dich hinab, du wirst hinabfahren wie in ein Bett. Denn Gott wird die Schrift und sein Wort nicht verleugnen. Da legt er ihm nicht nur ein Werk vor, sondern auch Gottes Wort und lehrt den Herren reden, d. h. er untersteht sich, Gottes Wort durchs Wort aus dem Herzen zu reißen. „Ich bring dir auch seine Lehre, die du nicht hast.“ Durch diese Versuchung herrscht er bei den Sektierern und lockt sie dadurch von der wahren

Lehre weg. Da er nicht schwankend machen kann den Glauben, der sich auf das Wort stützt, so will er hie die Lehre wegnehmen und will uns vorplaudern, wie Gott soll lehren. (Luther zeigt das bei den Schwärmern an ihrer Tauflehre auf. So fallen sie vom Tempel, während sie sich auf ein falsches Wort stützen. . .) Am ersten stund unsere Predigt fein und ging fein einträchtig zu, und viele hingen der Lehre an. Aber als das Kreuz kam, fielen viele ab. Weit mehr sind durch die Sektierer verführt. Diese Versuchung Gottes durch die Sektierer wirkt der Satan. So wills der Teufel allezeit besser machen, denn unser Herr Gott selber. Er ist ein Schalk, führet Gottes Wort nicht recht, läßt außen: „auf allen deinen Wegen“. So du auf der Bahn bleibest, oder in deinem Beruf, den dir Gott anvertraut hat, bleiben die Engel bei dir. So verschweigt er das: „Auf allen deinen Wegen“, d. h. wenn du gehest in Gottes Gehorsam und Geboten. So ist der Teufel immer drauf, den Glauben wankend zu machen und die Lehre wegzunehmen. Dann antwortet der Herr: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen“, d. h. er soll frei stehen, ich soll ihm nicht Maß und Weise stellen. Ich habe jetzt keinen Befehl, daß ich mich herablasse. Wenn er es will, wird er den Befehl geben.

3. Meister Klügel will Gott Gottes Wesen lehren.

Da er mit den zwei Versuchungen verloren hat, greift er zur dritten und will nun Christum lehren, wie er soll Gott sein, sich ehren lassen und seine Majestät erhalten. Er greift sein Gotteswesen an. Er hat sich hingestellt als Gottesmajestät. „Ich bin Gott und will dir das alles geben“ . . . Diese Worte sind die der hohen Majestät selbst. Er wird sich so verstellt haben, wie es von St. Martin erzählt wird. Dem erschien der Teufel in der Gestalt Christi, der eine goldene Krone auf dem Haupte trug und sagte: „Ich bin . . .“ Aber Martin erwiderte: „Christus hat nicht gesagt, daß er in einer goldenen Krone kommen werde.“ So sagt er: „Das alles . . .“ So lehrt er: Gott soll sein der leidige Teufel. Er will Gott aus dem Herzen reißen und sich an seiner Stelle anbeten lassen. So läßt der Papst sich und die Seinen verehren und gibt ihnen alles. Summa: Der Teufel will, daß ich unserm Herr Gott diene mit einem andern Ding, denn er geboten hat. . .

So hat der Teufel Gottes Werk, Wort und Wesen angefochten. Er will gar nichts lassen stehn. „Sebe dich weg von mir, du

greiffst zu weit." Der ist wahrhaftig, der da sagt: „Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn.“ Allein seinem Werk und Wort darf man folgen. So hat Christus alles überwunden, was nur der Teufel aufbringt gegen sein Werk, Wort und Ehre. Er macht's so, daß man nicht weiß, wo das Werk, Wort und Wesen Gottes bleiben. Wir sind satt und träge und wünschen neues. Daher fährt er hinein mit Seufuder. . .

2. Predigt

am Sonntag Reminiscere im Hause über das Kananäische Weib
(Matth. 15, 21 ff.)³⁾

Anfechtung: Das Jawort im Himmel ist mit fünf eisernen Mauern umgeben.

I. Der Teufel schießt mit eitel Nein dazu.

Dies ist ein schwer und hoch Evangelium, nicht ein Kinderspiel. Es ist darin beschrieben der rechte Kampf und die Todesangst im Glauben vor Gott. Da wir sollen lernen, daß uns kein Ding soll abschrecken vom Bitten und Rufen zu Gott. Und ob er schon selbst Nein spricht, als in Todesnöten, da der Teufel zu scheubt (= hetzt), daß sich unser Herr Gott nicht anders läßt sehen, denn als wollte er einen nicht. Da gehts denn scheußlich zu, wenn die Wolken so die Sonne verdecken, da ist Not über Not. Solches ist uns vorgebildet in diesem Weiblein, da ist alles — Person und Umstände — so böse, daß nichts drüber geht.

1. Der erste Stoß: Du bist nicht erwählt.

Da ist ein heidnisch Weib. Das ist ein Umstand, der die Sache schwer macht. Sie hat kein Recht, sie ist eine Fremde. Das sollte sie gestossen haben, daß sie sagte: Was soll ich bitten? Es ist doch verloren. Ich bin eine Fremde und dazu heidnisch. Und er ist zu den Juden gesandt. Wenn wir einen solchen Stoß fühlen, sollten wir bald liegen. Wenn das Gewissen sagt: Ach, du bist nicht der einer, der beten soll. Du gehörst Christo nicht an. Lasse Petrum, Paulum beten, Gott hört dich nicht. Du hast keinen Glauben, du bist nicht

³⁾ Weim. Ausg. XXXVII, 313 ff. Diese Predigt ist in die Hauspostille aufgenommen, vgl. W. A. LII, 177 ff. Andere Predigten über den Text aus 1523 (XI, 41 ff.), 1524 (XV, 453 ff.), 1525 (XVII¹, 80 ff.), 1526 (XX, 280 ff.), 1528 (XXVII, 64 ff.), 1529 (XXIX, 63 ff.), vor 1537 (XLV, 431 ff.), 1538 (XLVI, 207 ff.), Fastenpostille (XVII, 200 ff.), Winterpostille (XXI, 106 und 114 ff.).

er wählt, bist nicht genügsam dazu. So kann einen der Teufel in Verzweiflung bringen. Es ist ein großer Stoß ⁴⁾.

Sie gehet aber hin, siehet das nicht ⁵⁾, ist blind im Geiste, daß sie des Stückes kann vergessen, nicht denken, daß sie eine Heidin ist. Ihr Vertrauen auf den Mann, Christus ist so groß, daß sie denkt: er wird mich nicht lassen, löscht also das aus, daß sie heidnisch ist. Ein anderer ohne Glauben könnt's nicht ausstehen, würde denken: Du bist des Teufels! und betete nimmermehr nicht, denn die Verzweifeln den beten nicht. Sie läßt sich nicht anfechten.

Darum ist's eine harte und böse Anfechtung, wenn der Teufel sagt: Was willst du lang beten? Du bist doch mein, heb an und fluch unserm Herrgott. Du wirst doch nicht selig. Die Worte können einen hindern am Beten. Und es ist unsertwegen geschrieben, daß wir uns nicht dran stoßen. Wenn er uns das vorhält, sag: Ich bin Heide, aber ich frage nichts darnach. Ob ich schon Sünder, Heide bin, ist drum Christus nicht böse. Ja, ich will um so stärker schreien, je schlechter ich bin. So kehre ich mich gar nichts dran, ob ich erwählet bin oder nicht. Diese ist auch nicht erwählet, weil sie eine Heidin ist. Ich bedarf jetzt Hilfe. Das ist ja ein Kampf.

2. Der zweite Stoß: Christus schweigt gar stille.

Nu stehet im Text, daß sie schreit: „Sohn Davids“ und klagt ihm die Not und er höret sie schreien, aber antwortet ihr nicht. Das ist der andere Stoß. Er stellt sie, wie sie ist. Sie ist eine Heidin, die nicht zum Erbe gehört, soll der Wohlthat nicht genießen, die Christus selber ist, und schweigt gar still. Da soll ein Turm umfallen gegen zwei solche Stücke (= Geschütze). Wo ist nun der Gott, der barmherzig ist?

3. Dritter Stoß: Die Jünger sind frommer als Christus.

Die Jünger werden des Schreiens müde, sind frommer worden als Christus. Es drücker sie selber, Christus sei so unfreundlich. Drum fahren sie zu und bitten für sie: Ach gib ihr Hilfe, sie läßt doch nicht ab. Es ist ein köstlich Beispiel, daß man nicht soll ablassen. Tauler schreibt ein Beispiel, man soll ablassen. Keineswegs. Ablassen findet sich selbst zu sehr. Daher

⁴⁾ Fastenpostille 1528: „wenn sich Gott also ernst und zornig erzeigt und seine Gnade so hoch und tief verbirget“.

⁵⁾ Fastenpostille: „sie tut solch unfreundlich und hart Gebärde Christi aus den Augen“.

soll man nicht ablassen, sondern sagen: Ich streite nicht, ob ich fromm bin oder nicht. Ich kann jetzt des nicht warten. Meine Tochter liegt darnieder und wird böß vom Teufel gepeinigt. Das liegt ihr im Sinne und ersäuft also im Herzen die harten Püffe und Stöße.

4. Vierter Stoß: Christus ist ein harter Mann.

„Ich bin nicht gesandt.“ Er schlägt die Jünger auch vor den Kopf, hört weder die Frau noch die andern, die für sie bitten. Das ist ein harter Mann. Christus ist nirgends so hart gemaleet als hie. Aber sie geilet, sie läßt nicht ab, hat vier große Karthaunen (= Geschütze) verschlungen. Da ihr Schreien und der Jünger Fürbitte nicht helfen will, kommt sie ins Haus hinein. Markus sagt: Sie ist ein unverschämt Weib. Sie ist ihm auf der Gassen nachgelaufen, jetzt folgt sie ihm ins Haus, er kann sie gar nicht loswerden. Das ist für uns geschrieben, daß wir lernen, wie ein herrlich Wohlgefallen er daran hat, wenn wir flugs anhalten.

5. Fünfter Stoß: Du bist des Teufels!

„Es ist nicht fein.“ Wenn er das zu mir gesagt hätte, da wär ich davon-gelaufen. Das ist auch der härteste Stoß. Da liegts vor den Füßen, daß sie nicht sei von den Kindern, sondern sei ein Hund. Das heißt hoch versucht, d. h. Du bist des Teufels, wie du gehst und stehst. Ich liefse davon. Wenn er so sprechen würde, sollte er mich erschrecken. Aber sieh, was für ein mächtig und lebendig Ding der Glaube ist. Sie ergreift ihn bei seinen Worten, macht einen Einwurf, fängt ihn mit seinen eigenen Worten, aber er läßet sich gern so fangen. Ich begehre, sagt sie, nicht mehr als Hundes Recht. Ich bin nicht vom Samen Abrahams. Du bist ein reicher Herr. Du hältst einen herrlichen Tisch. Ich bin ein Hund, will mich nicht an den Tisch setzen, nur die Brosamen lasse mir, deren ihr nicht bedürft. Damit fängt sie ihn. Ja, nicht allein der Hundes Recht gewinnt sie, sondern auch der Kinder Recht. Wo will er hin? Er hat sich selber gefangen. Er muß fort (= voran)⁶⁾.

II. Der Glaube hält sich an das heimliche Ja in Christo Herzen.

Das ist ein Meisterstück und ein seltsam Beispiel, darum geschrieben, daß wir nicht sollen ablassen: Er wird Ja sagen heimlich in dein Herz, lasse nur du nicht ab. Josef schrie wohl zwölf Jahr oder mehr. Es währet lang

⁶⁾ Hauspostille: „Aber wer es nur wohl könnte, er läßt sich von Herzen gern fangen.“

und wird, wie es scheint, je länger je ärger mit ihm, denn je mehr er betet, je ärger wird es. Ebenso Christus selbst. Wenn sie lange gerufen haben, fühlen sie nicht Besserung, sondern Ärgerung. Hätte Gott Josef bald erhört und erlöset, wäre Jakob sein froh geworden, aber er wäre Sauhirte geblieben. Da es sich aber so verzog — ward er ein Herr über Ägypten und der größte Mann unter den Brüdern. So: Wenn unser Herrgott lang versagt und gibt immer das Nein und sie bleiben an dem Ja hängen, wird Gottes Wort wahrhaftig sein ⁷⁾. So geschiehts gewiß. Aber die Vernunft sagt: Ja, wie stellt er sich so? Schadet nicht, lasse ihn Nein sagen, eins, zwei, drei Jahr anstehen. Er wird dir das nicht aus dem Herzen reißen, das er hat zugesagt. So gibt er dem Weib mehr, als sie erbeten hatte. Also unser Gott will uns lehren, daß es nicht allzeit gut ist, bald erhören. In großer Not tut ers, wie wenn jemand ins Wasser fällt; ebenso im Krieg, da gibts nicht lang harren; ebenso in den großen und geistlichen Anfechtungen. Wo man aber leiden kann das Sarren, da soll man lernen, daß er verzieht zu unserem Besten (Hebr. 2, 3). Jetzt verzieht er, läßt Papst und Türken gegen uns toben, wir schreien, tun jämmerlich. Er höret nicht und stellet sich, als kennet er unser nicht, läßt uns so zu sülen (= im Schlamm wälzen), als hätten wir keinen Gott. Aber er wirds ausgleichen, wir sollen keinen Zweifel drin haben, daß wir das Jawort im Himmel haben. Das steckt Christo im Herzen. Aber er bauet hie wohl fünf eiserne Mauern darum, der Teufel schießet mit eitel Nein dazu. Aber du sage: Ich halts ja, daß er will gnädig sein und barmherzig denen, die da rufen. Das Jawort steckt (ihm) im Herzen. Also streite ich nicht, ob ich erwählt bin oder Heide. Sondern darauf poche ich, daß das Jawort da sei. Das ist ein Beispiel des Glaubens, daß Glaube will geübt sein und darnach überwinden alles. Das Weib läßt sich das Jawort nicht aus dem Herzen nehmen, daß er freundlich sei und helfe. Sie läßt sich unsern Herrgott selbst nicht nehmen. Unser Herrgott helfe uns, daß wir auch hinkommen.

⁷⁾ Fastenpostille: „Das Herz meint nicht anders, es sei eitel nein da und ist doch nicht mehr. Drum muß sichs von solchem fühlen kehren und das tiefe heimliche Ja unter und über dem Nein mit festem Glauben auf Gottes Wort fassen und halten, wie dies Weiblein tut, und Gotte Recht geben in seinem Urteil über uns, so haben wir gewonnen und fangen ihn in seinen eigenen Worten.“

3. Predigt

Oculi 1534 in der Schloßkirche über die Teufelaustreibung
(Luc., 11, 14 ff.)⁸⁾.

Das Wunder der Teufelaustreibung

I. Die Kirche übt es durch das Werkzeug des Wortes.

a) das Werk der Teufelaustreibung geht bis an den jüngsten Tag fort

Das Austreiben der Teufel ist geschrieben und verkündigt, daß wir lernen sollen und getröstet werden. Christus hat das Werk leiblich angefangen und die Christenheit über dieses Werk bis an den jüngsten Tag. Dazu hat Christus hinterlassen Taufe, Herrenmahl, Verkündigung des Evangeliums und, was mit sich bringt Gottes Amt und Wort. Denn nach Jes. 55, 11 trägt das Wort Gottes, wenn es ausgeht, Frucht wie der Regen, wenn er in ein dürr Land kommt. Ob solches vor der Welt nicht erscheint, schadet nicht, sie ist's nicht wert, daß sie ein Fünklein von Gottes Werken und Wundern erkenne. Aber wir Christen sollens wissen und uns des getrösten, daß Gott uns Macht gegeben hat, die Teufel leiblich auszutreiben. Über jedes Kind, das geboren wird, regiert der Teufel als Herr des Todes. Aber wenn es getauft ist und über es die Worte gesprochen werden, die Gott befohlen hat, muß er weichen. Wenn heute zu mir jemand kommt, der da ist blöd, verzagt, so habe ich und jeder Christ Befehl, daß wir ihn trösten. Da wird der Teufel gezwungen zu weichen, nicht mir, sondern wegen des Wortes. Ebenso wenn jemand ein erschrockenes Gewissen hat und geht zum Sakrament. . . Also muß dies Werk, nämlich Teufel austreiben, [für und für] gehen in der Kirche. Wie Christus, solange er auf Erden wandelte, Dämonen austrieb, so (Ag. 10, 38) die Christenheit bis zum Ende der Welt, mehr und größer als Christus, wie Joh. 14, 12 gesagt wird. Ursach: Die Christenheit ist über den Erdkreis ausgebreitet, Christus selbst predigte im kleinen Winkel und trieb dort aus. Er selbst trieb den Teufel solange aus, bis er ihn wieder auswarf und ans Kreuz hängte. So strafen wir immerdar den Teufel in seiner Lüge und treiben ihn aus und erretten uns selbst und

⁸⁾ Weim. Ausg. XXXVII, S. 317 f. Blatt 34 fehlt im Manuskript. Der Bearbeiter der Gauspostille, der diese Predigt als Vorlage diente, hatte es noch vor sich. Die obige Wieder-gabe ergänzt das fehlende aus der Gauspostille in dem in [] gesetzten Abschnitt.

die Menschen von dem gottlosen Wesen durchs Wort. Darum geht dies Werk allezeit fort, bis er uns auch einmal hinauswirft aus dem Lande, wenns ihm unser Herrgott über uns verhängt, wie er denn schon viel erwürgt und aus dem Land vertrieben hat. Aber er wird sich verbrennen an uns wie an Christo, da er ihn aus dem Land warf, wie er (Matth. 22, 7) hinter ihm herkam und warf beide, Haupt und Glieder, d. i. Teufel und Juden, aus dem Land, daß sie noch (bis auf den heutigen Tag) zerstoßen sind. So wirft er uns auch aus dem Land, wir aber wollen ihn am Jüngsten Tage aus Himmel und Erde hinwegwerfen. Wir dürfen also herrlich und groß achten das Wort Gottes als die göttliche Macht, durch die der Teufel ausgetrieben wird, und nicht nur, wo wir lehren, sondern auch im Papsttum, wo der Teufel selbst herrscht. . . .

b) Das Wort richtet das Wunder an.

Mit keiner anderen Macht greifen wir ihn an, als daß wir den Mund öffnen und das Wort lehren und besonders wenn wir glauben als Christenheit, weil es sonst keine Christenheit gibt. Das Wort wird im Glauben und Geist gesagt und richtet das Wunder an. Daher sollen wir nicht gering vom Wort und Sakrament reden. Es sind wohl leibliche Worte und Personen, aber wenn das Wort Christi im Glauben gelehrt wird, ist eine solche Kraft hinter dem Wort, daß der Teufel muß fliehen. So hat der Herr seine allmächtige Gewalt gesteckt in ein so gering Werkzeug. Wir sind gegen den Teufel ein Strohhalbm. Und doch, gegen diesen mächtigen und hoffärtigen Geist zündet unser Herr Gott nur ein Fünkchen an, d. h. gibt in den Mund das Wort, das himmlische Feuer; wo es leuchtet, verbrennt es. . . Das heißt eine allmächtige Kraft, die Unchristen und Papisten wissen das nicht. . . Mit sehenden Augen sehen sie nicht; hören und greifen sollen sie das Wort und dennoch seine Kraft nicht verstehen. Ursach: Sie sind's nicht wert. Aber wir wollen Gott danken, loben und preisen, weil wir erkennen haben die trefflich, herrlich Majestät und die göttliche Macht des Wortes. Ob wir Bettler und Sünder sind und sie selbst Reiche und Heilige, wir haben dennoch alles und die Kraft, die wir sehen, sie aber nicht.

[Also gehet das Werk noch immerdar unter den Christen . . ., ob es gleichwohl nicht leiblich geschieht. Denn es ist viel größer und mehr, daß man den Teufel aus dem Herzen aushebe, denn daß man ihn aus dem Leibe treibet.

Denn im Herzen sitzt er viel fester. Christus aber treibt ihn auch leiblich aus; auf daß wir seine Macht mit den Augen sehen und desto eher glauben, er werde ihn auch da her austreiben, da er am festesten sitzt, und dazu durch ein so gering Ding, durch das Wort, die Absolution, die Taufe, das hochwürdige Sakrament. Solche Gabe und Gnade hat uns Gott gegeben . . . , das ist das erste Stück, dafür wir Gott danken und fröhlich darüber sein sollen.

II. Die Welt widerspricht dem Wunder durchs Widerspiel.

a) Was die scheinheilige Welt dazu sagt

Auf dieses folget im Evangelio, was das Frömmichen (die Scheinheilige), die Jungfrau Welt davon sagt, denn hie finden sich dreierlei Schüler. Die ersten sind die frömmsten, nämlich das Volk, das sich über solchem Werk Christi verwundert und ohne Zweifel Gott dafür danket. Das sind das kleine Säuflein, dem die Augen aufgetan sind und sehen die Herrlichkeit und göttliche Kraft des Wortes.

Aber darnach sind zwei andere Haufen, deren Herz ist also verschlammet, daß sie auch mit sehenden Augen nicht sehen, daß eine göttliche Kraft muß da sein. . . Der andere Hauf siehet solche Werk auch. Aber daneben sind sie so blind, toll und töricht, daß sie das Widerspiel aus solchem Wunderwerk nehmen . . . , kehren es gar um und sagen: Es sei ein Teufels Gespenst (= Blendwerk), wie es die Gaukler gaukeln.

b) Ist der Teufel Summel oder Fürst dieser Welt?

Dazu dient, daß sie dem Obersten der Teufel einen Namen geben und heißen ihn Beelzebub. Das ist auf deutsch eine Summel oder große Mücke. Das heißt ja doch den Teufel hoch verachten, als wären sie große Heilige und voll heiligen Geistes, gegen die der Teufel wie eine Summel wäre. Also kann ich den Teufel nicht verachten. Paulus auch nicht, der heißt ihn einen Fürsten und Gott der Welt. Aber „die großen Heiligen“ denken, je höher sie den Teufel verachten können, je eine geringere Kunst sei es an dem Herrn Christo, daß er die Teufel austreibt. Was, sagen sie, sollt dieses für ein sonderliches Wunder oder hohes Werk sein, daß eine Summel da geschmeisset hat . . . Also tun sie den höchsten Willen des Teufels, weil sie so dahingehen, als ginge der Teufel sie gar nichts an.

Eben also gehet es heutigen Tages auch zu. Das liebe Evangelium wird, Gott sei immer Lob, rein und lauter, in aller Zucht und Stille geprediget. Da müssen wir uns des trösten, daß etliche Fromme solche Predigt mit Herzen annehmen, fröhlich drüber werden und sich solcher Gnad und Wohlthat verwundern. Dennoch fehlet es nicht, man wird derer nur zuviel finden, die nicht wissen, wie sie es genugsam sollen lästern. . . Sie sind so sicher, leichtsinnig und ohne alle Sorge, sowohl, daß sie sich vor dem Teufel fürchteten, wie die Christen sich fürchten. Denn die Christen haben es in der Erfahrung gelernet, daß der Teufel auch den Gerechten fällen und Gottes Werk (wo es ihm verhänget wird) zur ück treiben kann. Darum heißen sie ihn nicht einen Beelzebub oder Summel, sondern wie Paulus einen Fürsten und Gott der Welt].

Er ist keine Summel, wir sehen es und erfahren es. Er greift uns an und, die er in Keterei und Unglauben, in Ärgeris (wirft), die können ihn nicht los werden. Wenn er andere in Zorn, Neid, Hoffart wirft, siehe, wie er einen festhält. Er läßt einen wohl aufplattern wie einen Vogel, so daß er sich für evangelisch hält, aber er ist der mächtige Herr, Fürst und Gott der Welt, kann den Menschen töten, in Sünde verführen usw. Ja, seid nicht so sicher! . . . Aber unsere Junker halten ihn für einen Beelzebub. Sie haben ihn gefressen längst, sind verblindet. . . Es ist unser Trost: Es soll und muß so sein. Wenn wir den Teufel austreiben wollen durch Gottes Wort, müssen wir erwarten, wie es hier stehet, daß etliche sich verwundern, die andern lästern und schelten, und so sicher tun, als sei ihre Lage besser als das Evangelium, als reiße unsere Lehre von Gott weg zum Teufel.

c) Die naseweisen Weltweisen schreiben Gott sein Wort vor.

Die dritten Schüler sind auch sehr fromm, sagen: „Vom Zimmel. . . (Luc. 11, 16).“ Die sehens auch, aber sie haltens nicht für ein recht Zeichen. Sie sagen: Es ist zwar ein Zeichen, aber ein kleines, ein irdisches. Wenn es vom Zimmel wäre, dann würden wir glauben. Mache eine neue Sonne, Mond oder anderes, das ist etwas. Das sind die naseweisen Weltweisen, die unsern Herrn Gott lehren wollen, was er tun soll, daß der Herr sei ihr Gaukler. . . So sagen heute etliche große Zänse: Was sollen wir diesem Evangelium glauben, den Fischern und entlausenen Mönchen und Pfaffen, die sich verwirrt haben?

Wenn ein großer Herr predigen würde, ein Fürst oder große Bischöfe, das möchte angehen. Die malen unserm Herr Gott vor, wie er soll klug werden. Er soll ihnen Prediger schicken, die sie wollen, und sie sollen predigen, was sie wollen und Zeichen tun. Schon heben sie in den Städten an und wollen den Predigern vormalen, was sie predigen sollen. Ebenso: daß die Obrigkeit zu ehren ist, kehren sie dahin: man soll nicht strafen, sondern soll sie machen lassen, was sie auch sagen, daß der Prediger nicht zu fragen ist. Und unsere Junker wollen so die Dorfpfarrer eintreiben, daß sie predigen, was sie wollen, oder sie wollen die Klinge zücken. Lieber, tritt du selber her und predige. Ich will so lieb vom Predigtstuhl laufen wie ihn haben. Und du predige, und wir wollen sagen: Junker, gegen mich predigt ihr hart. Das wär fein, daß da wollen Herren und Könige über Christi Wort herrschen. Wenn man auch predigt, daß ihr in Ehren zu halten seid, so heißt das nicht, daß ihr Herren seid über Gott, sondern daß ihr anerkennet Gott und seine Diener mit ihm. Und laßt ihm seinen Gang. Wenn du willst Tyrann und Zirt sein, soll ich dirs dürr sagen. Wenn du nicht hören willst, habe ich das Meine getan. Wenn ich das Evangelium niedergelegt habe, antworte du aus dir. Mag unser Herr Gott eingreifen. . . Ich soll mein Gewissen beschweren und am jüngsten Gericht will mich der drum fragen: Warum hast du mehr die Klinge als meinen Jorn gefürchtet? Ich sollte deinetwegen reden, was du gerne hörst? Wenn diese dritten es mit Gottes Wort wollen machen, wie sie wollen, wenn sie sagen: Du sollst predigen, was ich will — solches Können und wollen wir nicht tun. 's ist gut andern zuzuhören. Wir wollen dir den Pelz waschen, verdrießt's dich, so schlag der Teufel zu. . . Wenn wir reden, haben wir unsere Seele errettet. Gottes Wort ist gebunden⁹⁾ . . . Wir müssen der Mörder, Lasterer Verjagen, Pochen und Scharren leiden. Aber wir lassen uns nicht mit Stillschweigen verjagen, sondern müssen wegen der andern bekennen: Du redst unrecht, Du redst unrecht.

d) Es reiten zween Starke zusammen.

So verteidigt der Herr seine Lehre mit vernünftigen Ursachen Luc. 11, 18: „Ihr . . .“ Wie könnt ihr so töricht reden? Kommt zur Vernunft und rednets weltlich aus. . . Das weltlich Bild erkennt die Vernunft an. Wenn

⁹⁾ Hauspostille: „Wer es nun nicht will hören, der mag in Gottes Namen zum Loch hinausgehen, das der Steinmetz gemacht hat und unserm Herr Gott sein Predigtamt ungesperrt lassen.“

Vater und Mutter uneins sind, daß er vorne und sie hinten ist, [daß er Krüge und sie die] Töpfe zerbricht, da ist bald zu merken, [daß die Haushaltung nicht lange möge bestehen]. Zwietracht zerstört Haus, Land und Leute. . . Christus sagt selbst, daß der Teufel ein Reich habe und König sei, und das um so stärker, weil sie zusammenhalten: wer einen erzürnet, erzürnet sie alle. Er ist nicht uneins mit sich. Wenn nicht so fest zusammenhielten die Teufel an den Höfen aller Fürsten und Bischöfe, wären schon mehr bekehrt, aber ein Teufel stehet dem andern bei. Ihr Reich ist mächtiger als alle Reiche der Welt. Das greiffst du an, wenn du dich taufen läßt, [das Wort hörest, das Sakrament empfahest]. Dagegen wenn er mich anrührt, hat er auch Christum angerührt und den ganzen himmlischen Hof . . . und alle Engel dazu. Es reiten zwen Starke zusammen. Wo man einen Teufel trifft, wird Beelzebub mitbetroffen; wenn ein Christ betroffen wird, wird Christus mit ihm betroffen.

e) Die größte Lästerung: der Teufel eins mit Christus.

Möcht einer gedenken: Doch geschiehts oft, daß die schlimmsten Buben Teufel austreiben. . . Ein Teufel treibt den andern aus. Das sagt Paulus (2. Thess. 2, 11), daß in den letzten Zeiten die Teufel werden Zeichen tun. . . Das ist nicht gleich Christi Austreiben und gar falsch. . . [Es dient zur Stärkung des Aberglaubens und des Irrtums, der Teufel tuts willig und gern]. Wenn das der Ausgang ist, daß geehrt wird das Wort Gottes und Christus und der christliche Glaube, da werden wir sehen, wie er (der Teufel) sich soll stellen. Da weicht er nicht, er muß denn. Der Teufel wird nie mit sich uneins, außer daß er seinen Irrtum bestätigen will. Daher ist das die größte Lästerung: Der Teufel ist selber eins mit Christus.

Luther und Luthertum *)

Von Andreas Walther, Hamburg

Es gibt nach außen gerichtete und nach innen gerichtete Völker wie Menschen. Innenrichtung allein macht lebensuntüchtig, Außenrichtung allein macht flach. Es ist in besonderem Maße deutsche Aufgabe, vielleicht unsere schwierigste Aufgabe überhaupt: unser Innerliches mit dem notwendigen Kämpfertum zu sicherer Einheit zu bringen.

*) Ansprache auf der staatlichen Lutherfeier am 19. November 1933 zu Hamburg.

In der deutschen Geschichte haben Erlebnisse der Innenwendung überwogen. Zum ersten Male in der Reformationszeit erwachte das deutsche Volksbewußtsein in seiner besonderen Art, die nicht zuerst politisch nach außen gerichtet, sondern zuerst innerlicher und sittlicher Natur ist: ein Ergreifen des besten Wesens deutschen Menschentums. Da war die selbststolze Welt der Renaissance und des Humanismus, kultiviert, aufgeklärt, geschliffen, aber ohne sittliche Kraft zur Überwindung ihrer Veräußerlichung. Dieser Welt war das Ringen der Deutschen um Echtheit und Innerlichkeit unverständlich. Zum erstenmal wurde den Deutschen bewußt, daß sie ihr völkisches Selbst suchten in dem Ernst sittlichen Wollens. Heute ist uns eine verwandte Lage wieder-gekehrt. Und wieder wächst unser Volksbewußtsein von innen her, sucht deutsche Art in einem ethischen Sollensbild.

Eine politische Gestaltung hat das deutsche Volksbewußtsein in der Reformationszeit noch nicht finden dürfen. Aber man wußte wohl, daß es in dem Kampf für innere Erneuerung auch um Deutschland ging. Alle Herzensinnigkeit hat Luther in sein Bekenntnis zu dem zerrissenen und freundlosen Deutschland gelegt: „Ich kann ja nicht lassen, ich muß mich sorgen für das arme, elende, verlassen, verraten und verkaufte Deutschland, als ich schuldig bin meinem lieben Vaterlande.“ Seine Theologie hat er deutsch genannt. Als auf dem Augsburger Reichstag der Kaiser die Verlesung der evangelischen Konfession auf lateinisch forderte, rief Kurfürst Johann: „Wir stehen auf deutschem Boden!“ Das Bekenntnis wurde deutsch vorgetragen, und man bemerkte wie ein Symbol, daß über der Verlesung eines den Deutschen Heiligen der fremd erzogene Kaiser einschloß.

Mußte Luther politische und religiöse Zwietracht in Deutschland stehen lassen, so hat er das deutsche Volk geeint im Geiste einer gemeinsamen Sprache. Während die Humanisten mit klassischem Latein die Affeklamation einer internationalen Bildungsschicht suchten, warf Luther seine Forderungen, die jeden Menschen angingen, in der deutschen Muttersprache in die breiten Volksmassen. Seine deutschen Schriften lösten die erste große Woge völkischen Zusammenklingens in Gemeinsamkeit von Wollen und Goffen, Liebe und Zorn eines ganzen Volkes aus. Bald mußte er erfahren, welche ungeheure sittliche Verantwortung dies neuartige Machthaben über Völker dem Führer der öffentlichen Meinung auferlegt. Und ergreifend hat er in immer neuen Flug-

und Lehrschriften, in dem großen Werk seiner Bibelübersetzung, in oft täglichen Predigten gekämpft mit diesem mißverstehenden Wesen, der öffentlichen Meinung, gekämpft auch gegen seine eigene Ungeeignetheit zum Leisetreten, um nur in reinem Willen das deutsche Volk hinter sich zu haben. In diesem Ringen um die Seele des Volkes ist die neue deutsche Sprache geboren worden.

Volksnah ist der Inhalt seiner deutschen Schriften, sich wendend an das einfach Menschliche und einfach Göttliche im Menschen, das unabhängig ist von jeder Standeszugehörigkeit. Volksnah ist die Sprache, treuherzig, kernig bis zu aller Derbheit, dann wieder voll einfach menschlicher Zartheit, anschaulich, sehr bildhaft, recht die Sprache eines Mannes, der mit freudigem Stolz sagte: „Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnenherr sind rechte Bauern geweest.“ Die deutsche Sprache hat Luthers Prägung nicht verloren: ein Urwüchsiges, aus der Tiefe Aufquellendes, ein Inniges, Gestaltenreiches, das nicht formverschliffen werden kann wie die französische und nicht praktisch verschliffen wie die englische Sprache. Was die deutsche Sprache später an Verderbungen erfuhr, kam aus Volksfremdheit einer selbstgenügsamen, nur schreibenden Bildungsschicht mit ihrem Gelehrtendeutsch, Bürokratendeutsch, Juristendeutsch und Literatendeutsch. Zum erstenmal heute ist uns ganz in der Tiefe bewußt geworden, welch ein Unheil es für ein Volk bedeutet, wenn seine geistigen Führer nicht volksnah sind. Dann wird die glänzendste geistige Kultur verdorben ins Verkünstelte und Virtuose; die Kultur selbst verliert Kraft und Wucht; und das breite Volk droht kulturlos zu werden; das Volk läßt, gebannt durch die virtuose Spitzenkultur, seine Volkskultur verkümmern.

Luther war in allem das Gegenteil eines Intellektuellen; auch darin, daß er seine Sache nicht mißbrauchte zur Darstellung seiner Person. Wenn man seine Person rühmte, sagte er wohl: der liebe Gott könne die Doktor Luthers nur so aus den Ärmeln schütteln; „den Luther mag der Teufel holen, wenn er kann“. Karl von Gase schreibt: Wenn er so in der Nacht in Luthers Schriften vor sich hin gelesen habe, sei ihm zumute gewesen, wie Myconius von einer Predigt erzählt: „Mir war nicht anders zu Sinn, als redet er nicht allein, sondern es donnerte aus dem Himmel im Namen Christi.“ So trat der Mensch, obwohl ein gewaltiger, plastischer, offener Charakter wie wenige, zurück

hinter der Sache, die ihm heilig war. So hat er sein Kämpfertum aus der Innerlichkeit herauswachsen lassen.

Er hat Kämpfer sein müssen gegen viele Fronten. Er mußte erfahren, daß in revolutionären Zeiten die Welt sein kann, als ob sie voll Teufel wär. Als Freunde und Bundesgenossen der Bewegung erheben sich Mächte, die das reine Wollen zu verfälschen drohen. Wir erleben heute eine einzigartige Revolution, deren Meister auch dies vorbedachte: unter welchen Voraussetzungen eine Revolution in der Sand behalten werden kann. Luther aber, nach innen gekehrt langsam vom Alten sich losringend und „von diesen Fluten dahingerissen“, hatte keine Macht- und Disziplinmittel als sein Wort in Flugschriften und Kanzelpredigten. Sehr allein ist er oft gewesen, auch von der Zustimmung nächster Freunde verlassen, als er den Kampf nach allen Seiten hin aufnahm: gegen die Apostel der bindungslosen subjektiven Freiheit, gegen die aufrührerischen Bauern, gegen die geistige Weltmacht der humanistischen Aufklärer, gegen die Reformationsbewegung der Schweizer, deren aufklärerische Züge er als Bedrohung der Innerlichkeit seiner Sache empfand. Kein politisches Denken hat bis heute hin immer wieder beklagt, daß seine Unnachgiebigkeit die Möglichkeiten einer Einheitsfront deutscher Nation zerschlagen habe. Gewiß ist er ein Politiker im Sinne eines berechnenden Menschen nicht gewesen; seine Berufung lag im Geistig-Religiösen. Aber vielleicht sind wir heute besser als je bisher in der Lage, seine Besorgnisse in der Tiefe zu verstehen. Es ist, als ob er prophetisch empfand, daß die hohen Grundsätze der Innerlichkeit und der Freiheit, wenn man nicht empfindlich wachsam auch dem geringsten Mißbrauch entgegentrat, schließlich führen konnten zu bindungslosem Individualismus und zu Entleerung intellektueller Aufklärung.

Das Kämpfertum Luthers brauchte in den späteren lutherischen Kirchen, im Schutz ihrer Obrigkeiten, lange Zeiten hindurch nur allzu wenig Nachfolge zu finden. Für den lutherischen Menschen, wie er sich in vierhundert Jahren als Typenprägung von Volkscharakteren herausbildete, ist vielmehr das Stille und Innerliche, das Farte und Zelle des Privatmenschen Luther in erster Linie bezeichnend geworden. Das Luthertum vermochte und vermag vielleicht das schönste religiöse Menschentum zu schaffen, das es auf der Erde gibt: warm innerlich-ernste Menschen, nicht verkrampft asketisch, nicht Spielball mystischer Erregungen, kaum in Gefahr des Pharisäischen, sehr wenig in

Gefahr der Selbsttäuschungen des Cant, mit hellen Augen hineinschauend in Gottes schöne Welt, innerlich frei gegenüber allen Dingen und doch allen Dingen verpflichtet; klar, sauber und gehalten wie Bachsche Musik.

Und viel von dieser Wesensart ist den Volksgruppen lutherischer Erziehung geblieben auch nach der großen Wendung ins Weltliche, der Säkularisation ursprünglich religiös bestimmterhaltungen des Menschentums. Der rechte Hamburger etwa, auch wenn er nichts mehr wüßte oder wissen wollte von dieser historischen Prägung seines Stammes durch Jahrhunderte, in denen das Religiöse für die Artung des Menschentums allentscheidend war, — hanseatische Art kann garnicht gedacht werden mit den Wesenszügen des Katholizismus oder des eigentlichen Calvinismus, sondern kann nur gedacht werden als lutherisch mitgeformtes Menschentum. Nur so gibt unsere norddeutsche Art einen klaren Klang und den einheitlichen Stil, den wir lieben, und den im Miteinander der deutschen Stämme besondersartig darzustellen wir froh und stolz sind, nachdem als Niedergangerscheinung erkannt wurde das Streben, jede Sonderart an ein Allerweltmuster anzugleichen.

Es würde aber ein schlechtes Gedenken an einen Großen sein, wenn wir nicht zugleich und vor allem unserer Aufgabe gedächten, sein Werk, das er nicht vollenden konnte, fortzuführen. Die deutsche Bewegung, deren Geist uns heute erfüllt, geht nirgends auf Vergangenes, so wie es einst war, zurück, sondern geht zurück auf all die nur halb erfüllten Versprechungen deutscher Geschichte, damit wir sie voll einzulösen suchen.

Das Luthertum hat zwar kleine, vertraute Gemeinschaftskreise mit seinem Geiste wundervoll durchdrungen. Eine von lutherischer Art erfüllte Familie gehört zu den schönsten Gemeinschaftsbildungen, die es gibt. Aber die großen gesellschaftlichen Gebilde, den Staat, das völkische Gesamtleben von der Religion her durchzugestalten, hätte ein öffentliches Kämpfertum erfordert, zu dem sich die lutherischen Kirchen kaum berufen fühlten. Das Luthertum fuhr fort, all seine Kraft der Sorge für das Innerliche der Einzelmenschen zu geben, auch als das öffentliche Leben schnell immer unheiliger und ungeistiger wurde. Nicht anders hatte die deutsche geistige Spitzenkultur sich auf die Pflege des Innerlichen der Einzelmenschen zurückgezogen und ließ die schlimme Welt draußen ihr Wesen treiben. Wir wissen wohl, daß diese Zurückhaltung nur die Kehrseite eines Besten lutherischer und deutscher Art ist. Diese deutsche

Art ist tief empfindlich gegen die Gefahren der Selbsttäuschungen des Cant und unreiner Motivvermischungen und Motivverschiebungen, die das Heilige und Innerliche auf dem Kampfplatz des öffentlichen Lebens bedrohen. Luther hatte vor allem auch aus diesem innerlichen Grunde gefordert, daß über der Reinhaltung des öffentlichen Lebens die Obrigkeit zu wachen habe. Es entspricht dem fortwirkenden inneren Gesetz der deutschen Reformation, wie Deutschland heute geführt worden ist: daß von einer politischen Bewegung, die im Tiefsten eine ethische Bewegung ist, der befreiende Sturmwind zur Säuberung unseres öffentlichen Lebens ausging.

Weil aber der Kampf unserer Zeit im Tiefsten ein sittlicher ist, ruft er auch die Kirche auf. Ein Kämpfertum ist in den Frieden der Kirche hineingefahren, und auf kaum einem andern Gebiet neuen Werdens ist die Frage heute sorgenvoller, wohin diese Bewegungen führen werden. Der Kampf geht um neue Inhalte: Fragen des Menschentums und der Volkswendung, die unserer Wendezeit vom Lenker der Geschichte zur Lösung gesetzt sind. Martin Luther aber bleibt Vorbild dafür, in welcher Weise Kämpfe um Heiliges zu führen sind. All seine Kämpfe haben begonnen mit Gewissensnot. Denn er war ein ehrfürchtiger Mensch, der nicht leichtthin, wie Aufklärer tun, Altes fortwarf. Er hat mit den widersprechenden Verantwortungen gerungen und zugewartet, bis er ganz wußte, Gott selbst wollte durch ihn reden. So wurde er der rechte geistige Revolutionär, der nichts, was fallen mußte, wegnahm, ohne vorher erfüllend gegeben zu haben.

Wir wissen, daß heute auf den Führern unserer Kirche alle Nöte einer Verantwortung liegen, wie sie Luther zu tragen und durchzukämpfen hatte. Möge unsere Kirche, wie zu Luthers Zeit, ein deutsches Volk finden, das ihre Sorgen an das eigene Herz nimmt und die Verantwortungen vor Gott und der Geschichte aus ganzer Seele mitträgt.

Luther und die deutsche Gegenwart *)

Von Theodor Knolle, Hamburg

„Wir halten keine Totenfeier, wenn wir an Luther gedenken. Wir berühren uns mit einem Lebendigen.“ Karl Söll hat beim Reformationsjubiläum 1917

*) Vortrag beim Festakt der Ev.-luth. Kirche in Lübeck zum 400. Geburtstage Luthers.

so die neue Lutherschau eingeleitet, die wir ihm verdanken. Wäre es anders, wir hätten keine Zeit, eine Größe der Vergangenheit zu feiern. Das Durchleben deutscher Gegenwart ist so atemraubend, so geschichtsmächtig, so entscheidungsvoll, daß all unsere Kraft auf sie gesammelt sein muß. Friedrich Nietzsche hat der antiquarischen Geschichtsbetrachtung, die sich aus der Gegenwart in die Vergangenheit flüchtet, und der kritischen Geschichtsbetrachtung, die die Vergangenheit zugunsten der Gegenwart herabsetzt, die monumentalische Geschichtsbetrachtung gegenübergestellt: Ein großes Vorbild soll die Lebenden ermutigen und sie zur Nacheiferung reizen. Aber auch solcher Rückblick scheint mir noch nicht gegenwartsnah und gegenwartskräftig genug zu sein. Ist doch der Sinn der deutschen Gegenwart, daß sie wieder zum Ursprung, zur Urümllichkeit deutscher Art durchstößt. Luther ist nicht nur ein deutsches Vorbild aus fernen Tagen, er ist deutsches Urbild für unsere Tage. Sein Auftrag ist nicht mit der Heraufführung jenes Abschnittes der Weltgeschichte, den wir Reformationszeit nennen, abgelaufen, er geht fort. In jeder lebendigen Zeit des Glaubens und Volkstums ersteht er seinem Volke wieder, wievielmehr in dieser Wende der Tage. Da steht Luthers Gestalt lebendig in der deutschen Gegenwart. Der Historiker Gerhard Ritter hat diese Gestalt so umrissen: „Er erst hat dem metaphysischen Wesen der Deutschen zum Selbstbewußtsein verholfen. Er hat es erst eigentlich zum Licht gebracht. Er ist wir selber: der ewige Deutsche“. Ewigkeit und Deutschtum begegnen sich in seiner Gestalt. In dieser Ewigkeitsverbundenheit seines Erdenauftrages erwächst er zum Propheten der Deutschen, als den er sich selbst — wenn auch zögernd — bezeichnet hat. Prophetenwort geht weisagend über die Jahrhunderte hin, gilt immer wieder neu, ist ewigkeitswahr. Luther muß Prophet und Wegbereiter auch für die neue weltgeschichtliche Zeit des Dritten Deutschen Reiches sein.

Freilich, der Prophet ist zunächst und zutiefst Zeuge des Gottesreiches und seiner verborgenen, unsichtbaren, über den Erdenraum und die Erdenreiche hinausweisenden ewigen Weite. Gottes ewiges Wort begründet die ewige Kirche, deren Gestalt Menschaugen nicht offenliegt. Dieser Ewigkeitsgrund der Kirche kann von keiner Zeitenwandlung und -wende erschüttert werden. Jede Zeit muß sich vielmehr neu zu ihm bekennen. Der ewige Christus ist, wie Luther sagt, „aus der Welt gehoben, daß er nicht in das Leben gehöre, weder unter den Papst, noch unter den Kaiser, noch unter einichelei Kreatur“.

Gott, sein Reich, sein Christus sind menschlichem Zugriff entzogen: Luther ist nicht müde geworden, den Unterschied zwischen Glaubensreich und politischem Reich „einzubläuen und einzukäuen, einzutreiben und einzukeilen“. Daher war seine Front gegen Rom und die Schwärmer gerichtet. Die Vermischung der beiden Reiche hat entweder eine klerikale Politisierung der Kirche zur Folge — sie wird Staat im Staate — oder es entsteht eine schwärmerische Vergötzung des Staates: Er selbst wird Kirche — oder eine schwärmerische Verfemung des Staates: Man entflieht der Welt in einer Gemeinde der Heiligen und Auserwählten. Es ist Luthers Bedeutung für die Ordnung des Verhältnisses von Staat und Kirche in der deutschen Gegenwart, daß er die alte Rivalität aufgehoben und jedem seine besondere Aufgabe zugewiesen hat. Der Staat kann nicht mit dem Evangelium regiert werden. Die Kirche kann allein mit dem Worte Gottes regiert werden.

Damit ist nun aber die Kirche nicht vom Leben des Volkes gelöst, eine Insel der Seligen oder Abseitigen, die sich aus der Brandung des Meeres auf sie gerettet haben. Unterschieden in der Aufgabe, sind doch Gottesreich und Weltreich ungeschieden in der Lebens- und Volksgemeinschaft. „Christus richtet sein Reich nicht so auf, daß er andre weltliche Ordnung sollte hindern. Er läßt *politiam* und *oeconomiam* bleiben, das ist, was zum Regiment und Haushalten gehört (zur Politik und Wirtschaft), zerreißt er durch das Evangelium nicht“. Das Leben aus der Gotteskraft der Glaubensfreiheit entfremdet nicht der schöpfungsmäßigen Verbundenheit des Volkes, entbindet uns nicht von der völligen Einordnung in das staatliche Leben. Luther stellt das Bürgerhaus, das Rathaus und das Gotteshaus nicht nur nebeneinander, sondern so, daß die Christenheit in einem ständigen Kreislauf in all diesen drei Häusern heimisch ist. Jede dieser Stätten und jeder der in ihnen wirkenden Stände — Hausvater, Bürgermeister, Priester — ist unmittelbar zu Gott. „Gott muß der oberste und nächste sein, der solchen Ring oder Zirkel erhalte wider den Teufel und alles tu in allen Ständen, ja in allen Kreaturen.“ Wo dieser Kreislauf zerrissen wird, da ist der Satan im Spiel. So gibt denn Luther der Kirche den Ort im Herzen des deutschen Volkes. Er muß es tun, weil sie ja Kirche des Wortes ist. Das ewige Wort aber ist Fleisch geworden, hat unter uns in Jesus Christus gewohnt, in geschichtlicher, irdischer, menschlicher Gestalt, in einem Land und Volk. Und die Offenbarung Seines Wortes

ist nach Seinem Willen gepredigt in aller Welt, ist heimisch geworden in Sprache und Gemeinschaft bei den Völkern. Das Gotteswort verbindet sich mit dem Menschenwort. Der Mensch aber lebt nicht als Allgemeinbegriff, sondern nur in einer besonderen Rasse, in einem eigenartigen Volkstum, in einem bestimmten Lande, darin er erwachsen und geworden ist. Dieser Boden, der ihn in Blut und Geschichte und Sprache bestimmt, ist verschieden unter den Völkern. Gott hat ihn in Schöpfung, Geschichte, Gericht und Gnade bereitet. Soll nun Gottes Wort im Menschenherzen Wurzel fassen, dann darf die Kirche solche volks- und länderbestimmende Verschiedenartigkeit nicht nur nicht übersehen, sondern sie muß die Schöpfer- und Schicksalsgabe Gottes in Land und Volk und die Erlösergabe Gottes in seinem Worte in engste und nächste Verbindung bringen. Darum muß die ewige Kirche Gottes hier die Gestalt der Kirche eines Volkes annehmen. Prophet Gottes im deutschen Volke kann nur ein Mann sein, der ganz und gar in Blut und Boden, Sprache und Art im deutschen Volke wurzelt. Das gilt von Luther.

Martin Luther ist sich seiner Bluts- und Bodenverbundenheit voll bewußt gewesen. Er hat auf Kaiser Karl gehofft, immer wieder trotz aller Enttäuschungen gehofft, weil er in ihm „das edle deutsche Blut“ sah, das der Nation zum Segen werden mußte. In seinem Kampf gegen die Juden spielt es auch eine Rolle, daß ihr Stamm entartet ist, daß ihr Blut „vermischt, unrein, wässerig und wilde“ geworden sei. So wenig er wie seine Zeit von einer Rassenfrage im heutigen Sinne wußte, er sah in rassischer Entartung das Gericht Gottes. Einen deutsch-welschen Mischling konnte er als inkarnierten Teufel bezeichnen. Keines Blut ist ihm Gottes Schöpfergabe, die ihre Bedeutung im Reich der Gnade nicht verliert. So weiß er sich durch seine Geburt dem deutschen Volke verpflichtet. „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen muß ich dienen.“ Durch seine Geburt als Deutscher ist sein Dienst am deutschen Volke gegeben. Deutsches Land ist der Raum seines Wirkens. Hier ist sein ihm von Gott gegebener Boden. Er ist ihm verbunden durch den Stamm seiner Sippe, die bodenständig und scholleverwachsen war. „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewesen.“ Am Westrande des Thüringer Waldes hatten die Luther seit Jahrhunderten gewohnt und bis ins 20. Jahrhundert hinein haben sie sich dort vermöge eines Erbrechtes, das den Besitz ungeteilt auf den jüngsten Sohn vererbte, auf der

Scholle der Ahnen frei erhalten. Dieser bäuerlichen Herkunft rühmt er sich mit Stolz. Ist ihm doch der Bauernstand der sicherste und seligste Stand. Aus Bauern sind Könige und Kaiser geworden. Er eifert gegen das geistliche Recht, das ein Land mit dem Bann belegt, wenn ein Priester erschlagen wird. „Warum nicht auch, wenn ein Bauer erschlagen wird?“ Bauerntum ist ihm die Grundlage völkischen Seins. Ein Land, das sich diese Verwurzelung im göttlichen Ackerwerk zerstören läßt, ist dem Untergang preisgegeben. Aus dieser bäuerlichen Schau heraus hat Luther gewarnt vor der Übersteigerung der Kaufmannschaft in deutschen Landen. Sie löst vom Boden, bringt fremdländische Unsitten herein, macht die tote Ware, die internationale Macht des Geldes zum Herrscher. Er sieht in dem heraufziehenden Kapitalismus die große Gefahr fürs deutsche Land. Er verwirft die Zinswirtschaft, denn sie bedeutet Knechtschaft unter unpersönliche Mächte, Frevel gegenüber echter Arbeit und ihrem Ertrag, die immer vom Boden ausgehen müssen. „Das größte Unglück deutscher Nation ist der Zinskauf. . . Sollte er noch hundert Jahre bestehen, so wäre es nicht möglich, daß Deutschland einen Pfennig behielte, wir müßten uns gewißlich untereinander fressen“. Die Entwicklung hat Luther rechtgegeben. Die Verschuldung der ganzen Welt hat dazu geführt, daß ein Volk das andere „fressen“ muß. Demgegenüber hat Luther schon damals auf den heute wieder aufgegriffenen Gedanken der Siedlung und inneren Kolonisation hingewiesen: „Es ist viel Land, das nicht umgetrieben und bearbeitet ist.“ Die liberale, manchesterliche, kapitalistische Wirtschaftslehre des 19. Jahrhunderts hat Luther als in patriarchalisch-ländlichen Anschauungen steckengeblieben bemitleidet. Seine Erklärung des 1. Artikels, die Haus und Hof, Acker und Vieh zu den Schöpfungsgaben Gottes zählt, wurde für den Menschen der Gegenwart als überholt abgelehnt. Der Nationalsozialismus hat uns mit seiner Parole für den Bauernstand und die Brechung der Zinsknechtschaft die Augen dafür geöffnet, daß Luther auch hier der Deutschen Prophet war. Boden ist unaufgebbare Gotteschöpfung für ein Land, Bauerntum ist der Grundstand eines Volkes. Durch die Darstellung des Katholiken Janssen verführt, meinte Nietzsche, Luther und sein Werk zu schmähen, wenn er ihn immer wieder als „Bauern“, die Reformation als „Bauernaufstand des Geistes“ bezeichnete. Heute ist es eine Ehrenbezeichnung: Luther ein Bauer, die Reformation der Bauernaufstand des Geistes. Deutsche Bodenverbundenheit

verbindet die deutsche Gegenwart mit Luther. Sein Ruf hat mehr denn je ein Echo in uns, die wir wieder um den Segen des Bauerntums, um die Standkraft der Bodenständigkeit wissen. Er hat einmal sein Stehen vor Kaiser und Reich so bezeichnet: „Ich stand allein wie eine Blume auf dem Felde.“ Sein trotziges Wesen wider eine Welt in der Sprache des deutschen Bauern. „Hier stehe ich!“ Unser Volk wird seinen Standort in der Welt, seine Widerstandskraft gegen alle Feinde nur dann haben und behalten, wenn es in Luthers Sinn Bauernkraft und Bodenständigkeit erneuert.

Und aus dieser Bluts- und Bodenverbundenheit erwächst die sprachschöpferische Kraft, mit der er das Geheimnis Gottes dem deutschen Volke künden kann.

Für Luther ist die Sprache mehr als „ein Werkzeug, das sich die Menschen zu bestimmten Zwecken hergestellt haben“ (Ostwald), sie ist Schöpfung Gottes, und zwar die schönste Schöpfungsgabe. In der Verschiedenheit der Sprachen drückt sich die Verschiedenheit der Völker aus. Luther hat immer wieder den Zusammenhang zwischen der Eigenart eines Volkes und seiner Sprache beobachtet. In der Eigentümlichkeit von Lautschatz und Wortschatz, Sprachbau und Sprachbild, Rhythmus und Betonung spricht sich Stamm und Volk in besonderer Weise aus, gibt sich Blutbestimmtheit, Landschaftsprägung, seelische und sittliche Haltung kund. Auf diese volkgebundene Eigenart der Sprache hat Luther mit Fleiß geachtet. Er hat planmäßig das völkische Sprichwort, den völkischen Reim, das Volkslied, die Volkserzählung gesammelt. Er hat Mundarten und Kanzleistil, den Umgangston in Haus und Gasse, die Rede-weise der Volksprediger und Mystiker studiert. Und er hat das alles als Sohn des Volkes mit seinem angeborenen und aufgeschlossenen Empfinden und Gestalten seiner Sprachbegabung zur Volkssprache verbunden. Bei allem Fleiß, den er darauf verwandte, war es aber mehr der Durchbruch volkhafter Verwurzelung nach Leib und Seele, was sich in seiner Sprachleistung kundgibt, als das Ergebnis kluger Sprach-Intelligenz. So wurde ihm, wie es Debermeyer schön bezeugt hat, der Gleichklang von Volkstum und Sprache geschenkt.

Und in diesem Gleichklang verkündet er nun das Neue Testament deutsch, die heilige Schrift deutsch, die Frohbotschaft deutsch, das Wort Gottes

deutsch, den Zeiland deutsch. Nietzsche hat es anerkannt: „Das Meisterstück deutscher Prosa ist . . . das Meisterstück ihres größten Predigers: Die Bibel war bisher das beste deutsche Buch. Gegen Luthers Bibel gehalten ist fast alles übrige nur Literatur — ein Ding, das nicht in Deutschland gewachsen ist und darum auch nicht in deutsche Herzen hineinwuchs und wächst, wie es die Bibel getan hat.“ Das beste deutsche Buch, die Bibel, gehört in die deutsche Gegenwart. Sie war Quelle deutscher Kraft im 30jährigen Krieg, sie wird Quelle der Kraft auch in diesen Jahrzehnten des Ausbruchs aus der Niederung deutscher Not sein. Es gibt kein Volk der Erde, dessen Glaubensboten die Bibel so tief ins Volkstum eingeschmolzen haben, wie es dem deutschen Volke in Martin Luther geschenkt worden ist. Es ist einfach nicht wahr, daß die deutsche Bibel Martin Luthers noch ein orientalisches und daher volksfremdes Buch sei. Luther war sich bewußt, daß dieser Volksklang der Bibel nicht von ungefähr war. Er sah in der deutschen Sprache eine nahe Verwandtschaft zur Sprache des Neuen Testaments. „Die deutsche Sprache ist die allervollkommenste, hat viel Gemeinschaft mit der griechischen Sprache.“ „Ich danke Gott, daß ich in deutscher Zunge meinen Gott höre und finde, wie ihn die Hochgelehrten (Scholastiker) bisher nicht gefunden haben, weder in lateinischer noch in griechischer oder hebräischer Zunge.“ Darum sind ihm die deutschen Theologen die besten Theologen. So gibt er dem Wahn einer kirchlichen Einheits-sprache für alle Welt Valet. Die Sakralsprache, die heilige Sprache, in der Gott zum Herzen des Menschen am innigsten und vernehmlichsten redet, ist die Muttersprache. Der ewige Vater spricht zu uns in der Sprache des irdischen Vaterlandes. Theologie und Gottesdienst werden aus den Banden des Lateinischen gelöst. Volksverbundene Erdensprache ist das Organ für Gottes Himmels-sprache. Wegen dieses Gleichklanges von Volkstum und Sprache der Verkündigung hat Luther noch heute das Ohr des Deutschen. Gewiß, die Sprache hat sich in viereinhalb Jahrhunderten weiter entwickelt. Manches mutet uns altertümlich und daher unverständlich an. Verständlichkeit aber liegt an der Oberfläche. Verstehen ist tiefer begründet, in der Gemeinschaft des gleichen Wurzelbodens der Sprache. Darum versteht das Volk dennoch Luther besser als die Asphaltliteraten und Wortkünstler des 19. und angehenden 20. Jahrhunderts, die nicht mehr im deutschen Boden wurzeln. Die Erneuerung der deutschen Sprachkraft gegenüber mechanischer Veroberflächlichung

und Abschleifung wird immer wieder aus Luthers Sprache erfolgen. Aber auch deutscher Glaube wird sich nirgends tiefer angeredet und aufgerufen fühlen, als durch den deutschen Evangelisten und Apostel Martin Luther. Lutherisches Christentum ist und bleibt die höchste Offenbarung Gottes in deutscher Sprache.

Nehmen wir hinzu, daß dieses Evangelium von Luther auch dem deutschen Volkslied und der deutschen Volksweise eingeschmolzen ist, so weitet sich uns das prophetische Bild des Reformators ins Dichterische und Musikalische. Mögen spätere Jahrhunderte den nüchternen Ton der Lehrhaftigkeit im Luthertum überbetont haben, Luthers Botschaft ist nicht denkbar ohne den prophetischen Affekt der Musik, und zwar deutscher Musik. An einem Beispiel sei verdeutlicht, was das bedeutet. Das Weihnachtslied „Vom Himmel hoch“ ist von Luther bewußt angeschlossen an ein Rätsellied, das die Burschen und Mädchen unter der Linde sangen. Die erste Strophe stimmt wörtlich mit dem Volksliede überein, nur daß aus „Aus fremden Landen“ „Vom Himmel hoch“ geworden ist. Ursprünglich hatte das Lied auch die gleiche Volksweise. Der Aufbau schließt sich an die weihnachtlichen Volksspiele an. Aber auch das Wiegenlied der deutschen Mutter klingt in der Strophe vom „Susaninne schön“ auf, die leider in den meisten Gesangbüchern heute fehlt. Volkslied, Weihnachtspiel, Wiegenlied mit ihren Formen und Empfindungsgehalten — sie geben die Gestalt her, in der nun in deutschen Landen die Weihnachtsgeschichte in die Herzen hineingesungen wird. Eine innigere Verschmelzung zwischen Evangelium und Volksempfinden ist überhaupt nicht zu denken. Der Choral wird zur „Zukunftsweise deutscher Musik“. Nietzsche ist es wieder, der hier als unverdächtiger Zeuge richtig gesehen hat. „So tief, mutig und seelenvoll, so überschwenglich gut und zart tönte dieser Choral Luthers, als der erste dionysische Lockruf, der aus dichtverwachsenem Gebüsch im Nahen des Frühlings hervordringt. Ihm antwortete in wetteiferndem Widerhall jener weihervoll übermütige Festzug dionysischer Schwärmer, dem wir die deutsche Musik danken“. Wenn der Nationalsozialismus jetzt wieder nach allen Experimenten volksfremder Artistik der deutschen Kunst Raum schafft, dann steht Luther, der Künstler, dabei Pate. Er ist es auch, der deutscher Frömmigkeit jenen Ton der Weihe und Erhebung gegeben hat, der uns fröhlich und trotzig singen und springen heißt. „Die Musica soll allzeit bei der Kirche bleiben.“ Die

deutschen Meister der Musik, gipfelnd in Johann Sebastian Bach, sind unüberbietbare Ränder des Gottesglaubens auch in der deutschen Gegenwart.

Ein Letztes füge ich hinzu, warum Luther Prophet für den Kampf der Gegenwart ist. Luthers Weltanschauung ist vom Kampf bestimmt. Der Staat muß das Schwert führen. Das Schwert der Obrigkeit ist ihm Gottes Schwert und Schneide. Mit ihm soll die weltliche Gewalt den Bösen wehren und die Guten schützen. Luther schildert die sächsischen Kurfürsten, weil sie sich durch die weichliche Mönchslehre haben weich machen lassen und „durch die Finger sehen, so daß das Land voller Buben sei“. Er tadelt es, daß Dr. Schurf, „der vornehmsten und besten Juristen einer und noch dazu ein Christ, noch nicht soweit gekommen sei, daß er einen Übeltäter mit gutem Gewissen könnte vom Tode verdammen und übers Blut Urteil sprechen“. Er stellt den Türken als Vorbild auf: „Der gebietet nicht lange, sondern wenn er geboten hat, und jemand einmal übertritt, flugs den Kopf ab.“ Einem Geschlechte, das kein Todesurteil mehr auszusprechen wagte, sondern sich in dem Wahn erging, man könnte das Verbrechen durch gutes Zureden aus der Welt schaffen, erschien diese Anschauung Luthers rückständig, mittelalterlich, grausam. Wenn heute wieder die Härte der Gewalt des Staates gegenüber dem Verbrecher aufgerichtet ist, so stimmt das mit Luthers Lehre von den Pflichten der Obrigkeit überein. Auch gegen den äußeren Feind muß das Schwert zum Schutze geführt werden. Luther kennt die Schrecken des Krieges und denkt nicht daran, jeden Krieg zu rechtfertigen. Aber die Erde ist kein Friedensparadies. Wir leben hier nicht in der Vollendung, sondern im Kampf. Darum wird es immer wieder notwendig sein, für die gerechte Sache und den Schutz des Landes Verteidigungskriege zu führen. Wer die Welt nach dem Evangelium regieren und alle weltlichen Rechte und die Schwertgewalt aufheben wollte, der würde wilden, bösen Tieren die Bande und Ketten auflösen, daß sie jedermann zerreißen und zerbissen. Darum sollen Kriegerleute in selbigem Stande sein, wenn sie gehorsam gegen die Obrigkeit zu „pflichtigem Schutz und Notwehr“ Widerstand leisten. Sie können dann sagen: „Meine Faust ist hier Gottes Faust, mein Spieß Gottes Spieß.“ Und als der Türke, der damalige Erbfeind Deutschlands, das wehrlose Reich bedroht, da ruft er zum Kampfe auf: „Ich wollte wünschen, daß alle Deutschen so gesinnt wären, daß sich kein Flecklein noch Dörflein plündern noch wegführen ließe vom Türken, sondern daß sich

wehrte, was sich wehren kann, jung und alt, Mann und Weib, Knecht und Magd. . . Ich achte kein Häuslein so geringe, wo man sich draus wehren wollte, die Feinde müßten Saare drüber lassen". Ein waffenloses Volk ist für Luther noch nicht ein wehrloses Volk, es soll sein Leben, seine Freiheit, seine Ehre verteidigen. Lutherischer Glaube bricht nicht den rechten Wehrwillen eines Volkes, sondern richtet ihn an Gottes Willen aus und gibt ihm vor dem Ewigen das gute Gewissen.

Diese Anschauung hängt bei Luther damit zusammen, daß auch sein innerstes Glaubensleben nichts anderes ist als eine ununterbrochene Kampfeshandlung. Das Wort Gottes, auf dem sein Glaube ruht, ist ihm wahrlich nicht nur Lehre, Begriff, erbauliche und beschauliche Betrachtung, sondern die Befehls-, Kampfes- und Siegesgewalt seines Herrn und Meisters. Christus selbst ist ihm der Mann, der sein Leben im Kampfopfer einsetzt. Sein Verhältnis zu Christus hat nichts mit der Zärtlichkeit zum Seelenbräutigam der Mystik noch mit der gotischen Erschütterung unter den Anklagen des Schmerzensmannes zu tun. Luther hat kein Lied der Jesusminne noch auch ein Passionslied gesungen. Aber er hat den „Siegmann“ im Osterlied gefeiert. Er hat getrozt im Blick auf den Kämpfer Christus, der für uns im Streite eintritt: Es streit für uns der rechte Mann. Im Blick auf diesen Hauptmann wagt er den Lebens- und Glaubenskampf: „Wohlan, wir habens auf den Mann, den Herrn Christus, Gottes Sohn, gewagt.“ Seinem Wort muß man antworten wie der Mann dem Manne: Treue um Treue! Mannes-treue ist der Glaube an Christus, Treue, die zu Gehorsam und Gefolgschaft bis zum Tode verpflichtet: „Ich will beim Manne allein bleiben und mich darüber begraben lassen.“ Aus diesem Gehorsam gegenüber dem Worte Christi erwächst der Trotz, es mit einer ganzen Welt aufzunehmen, aber auch der Friede des Gewissens. Denn allein das Vertrauen auf das Befehlswort Christi bringt die Anklage des Herzens zum Schweigen. „Und ob Du's gleich fühlst, daß die Sünden dich noch drücken, so sprich dennoch: ich fühle es nicht!“ Das Wort dessen, der die Sünde besiegt hat, bildet den Sieg Christi ins Herz. Wer es auf dieses Wort wagt, der ist der Sünde zum Trotz allein aus Glauben selig.

Aus diesem Glauben wächst Luther zur Gestalt des heiligen Kämpfers empor. Schon der Mönch will im Kloster als Soldat Christi den Himmel stürmen. Er weicht den Anfechtungen nicht aus, sondern stellt sich tapfer

den Anläufen des bösen Feindes bis zur Gefahr, ihnen im Dunkel und Zweifel zu erliegen. Die Anfechtung lehrt ihn auf das Wort merken, das ihm die Verheißung des Lebens schenkt. Dieses Wort treibt ihn zum Kampf gegen Rom. Sein Leben wird ein einziger Waffengang. Wort Gottes ist nicht nur Lehr- und Lesewort: „Nu ist es streitbar geworden, da es um sich schlägt und haut, und will seine Feinde nicht länger leiden, sondern es räumt sie aus dem Wege.“ Die Freunde widerraten den Weg nach Worms. Er antwortet: „Alles kannst Du von mir verlangen, nur nicht Flucht oder Widerruf. Soll ich das Wort im Stiche lassen jetzt, da es im Kampfe liegt?“ Gottes Wort ist kein Beruhigungsmittel, es ist höchste Bewegtheit des Kampfes und verlangt Kampfesinsatz.

Die Kirche des Wortes Gottes ist darum nach Luthers Willen nicht nur Stätte der Verstandesbelehrung durchs Wort, der gefühligen Befehrung durchs Wort, der persönlichen Überzeugtheit durchs Wort, sie ist „ein Meer, eine Versammlung oder ein Feldlager, das Evangelium ist unser Feldherr, unter ihm haben wir gut kriegen, und erobern auch den Sieg durch das göttliche Wort.“ „Ein Christenleben soll ein Krieg sein, und die das Wort haben, sollen vorhergehen in der Seerespizen, das Schwert in der Faust haben und den Saufen hinter sich herziehen, gerüstet sein und allerwege auf die Puffe warten, wie in einer rechten Schlacht, sonst liegen wir bald darnieder.“ Eine Kirche, die diesen Kampfgeist verloren hat, ist nicht mehr Luthers Kirche. Die Kirche des Wortes ist Kirche des Kampfes.

Wahrlich ein Volk wie das unsere, das in einer ungeheuren Geschichte seiner Neuwerdung steht, und diesen Kampf mit männlicher Kraft und dem Ausbruch seiner Mannschaft durchführt, und eine Kirche männlichen Kampfes in Luthers Sinn, sie gehören zusammen und müssen einander finden.

Martin Luther, der Sproß deutschen Blutes und Bodens, der Meister deutscher Sprache und deutschen Liedes, der Mann und Held deutscher Wehrhaftigkeit, ist der Deutschen Prophet. Er hat das deutsche Volk und die christliche Kirche zu einem unzerreißbaren Bunde zusammengeführt. Es ist nicht zufällig, daß das Luthertum in geschlossener Volksgemeinschaft seine Basis hat rund um die Ostsee. Auf dieser Basis steigt eine Pyramide nach Norden hinauf bis zur Spitze Skandinaviens, eine andere erstreckt sich von Norddeutschland bis in den deutschen Süden hinunter. Diese Basis des Lu-

thertums, dies Ostseegebiet ist aber nach der neueren Forschung die Völkerwiege der Germanen. Die Reformation Luthers war gewiß zuerst und zutiefst die Wiederentdeckung der Frohbotschaft Gottes in Christus, sie war es aber zugleich in der Form der Germanisierung des Christentums, einer Form, in der Feins von beiden um seine Art gebracht wurde. Christus wurde Gegenwart im deutschen Lande und die deutsche Seele fand ihren Herrn und Führer.

Das ist Luthers Bedeutung für die deutsche Gegenwart, daß er — der deutsche Prophet —, uns aufs neue zu dieser Begegnung von Christentum und Deutschtum ruft und rüstet.

Bücherschau

Neue Lebensbilder Luthers:

Thiel, Rudolf, *Luther, von 1483 bis 1522*. 372 Seiten. Berlin 1933. Paul Neff Verlag. Preis broschiert RM. 5.50, in schönem Leinenband RM. 6.80.

Dieses neue Lutherbuch kann man nur mit heller Freude anzeigen. Der Verfasser ist keiner aus unseren Kreisen, weder in der Zunft der Theologen noch sonst als Lutherforscher bekannt geworden; einen Namen hat er sich als Verfasser von zwei ganz andersartigen Büchern gemacht: „Männer gegen Tod und Teufel, Aus dem Leben großer Ärzte“ und: „Die Generation ohne Männer“. Aber er zeigt sich mit der neueren Lutherforschung völlig vertraut und arbeitet überall aus den durch sie erschlossenen und neu gedeuteten Quellen. Gestaltet aber wird der Stoff mit der hohen Kunst eines wirklichen Schriftstellers, der sich an seinen Selden verloren hat und aus wahrer Ergriffenheit, mit starker Leidenschaft erzählt. So ist uns ein Lutherbuch geschenkt worden, das im Anschluß an die mühsame Forschung der letzten Jahrzehnte den echten Luther bringt und doch allen Staub, alle zunftmäßige Enge hinter sich läßt und so erzählt, daß jeder Gebildete gepackt wird, das Buch lesen kann und, wenn er angefangen hat, lesen muß.

„Ich glaube, daß das zwanzigste Jahrhundert eine neue Anschauung von Martin Luther braucht. Ich versuche diesen Luther zu gestalten“. Thiel will das Bild des Reformators nicht nach dem Bilde unserer heutigen Menschlichkeit zeichnen. Wohl sieht jede Generation den Reformator mit ihren Augen und betont das ihr Verwandte. Aber sie findet sich selber nicht anders als so, daß sie sich verliert. Dazu will und kann dieses Buch helfen.

Die äußeren Ereignisse von 1517 bis 1521 mit ihren politischen Hintergründen werden in dem ersten Drittel des Buches („Vorspiel“) vorweggenommen; Thiel stellt sie in meisterhaften Bildern vom Standpunkt der Gegner Luthers aus dar und spannt so den Leser mächtig auf das Bild des Mannes, dem nun die weiteren zwei Drittel des Buches gelten, in zwei großen Kapiteln: „Der Mönch“ und „Der Kämpfer“. „Mein Buch will den Men-

sich ein Luther nahebringen. . . Den Menschen Luther kann man nicht erleben, wenn man sein Werk zurückstellt, dem er alle Kräfte seines Lebens schenkte. Darum ist auch die Lehre Luthers viel breiter dargestellt, als man es von einer Lebensbeschreibung zu erwarten pflegt". In der Tat, Rudolf Thiel geht der inneren Entwicklung Luthers mit großem „theologischen“ Ernste nach. Nicht in dogmengeschichtlicher Darstellung, sondern indem er Luther fortwährend selber zu Wort kommen läßt, in vortrefflich gewählten, vielfach neu, frei, aber treu verdeutschten Selbstzeugnissen. Darin liegt der höchste Reiz des Buches, daß Luther in ihm Seite um Seite das Wort hat. Mit großer Kunst werden aus langen Briefen Luthers, die als ganze dem heutigen Leser fern und schwierig bleiben würden, die entscheidenden Sätze und Gedanken zu einem lebendigen Worte zusammengestellt. Wie lebendig werden auch durch eine Reihe von Zitaten die Grundgedanken der gewaltigen Vorlesung über den Römerbrief! In der Auffassung der inneren Geschichte Luthers und seiner reformatorischen Entdeckung benutzt Thiel die Ergebnisse Erich Vogelssangs in seinem Buche über die Anfänge von „Luthers Christologie“. Er wagt es und vermag es, den Menschen von heute für die leidenschaftlichen theologischen Existenzfragen des Mönches Luther in Anspruch zu nehmen, weil er selber von ihnen ergriffen ist: „Wer nicht imstande ist, die vielumkämpften Lehren von der Unfreiheit des Willens, von der unbedingten Vorherbestimmung aller Menschen, von der Verdorbenheit der menschlichen Natur wie eigene Erkenntnisse zu erleben, der kann Luther niemals schildern.“ Luthers „Theologie“ steht also in diesem Buche im Vordergrund. Die Einzelheiten der Reformation als solcher treten zurück. Über die Römerbrief-Vorlesung handeln 9 Seiten: „Der zweiunddreißigjährige Doktor Luther schreibt ein Buch von hundert Seiten über den Römerbrief, das zu den spannendsten, erregendsten der ganzen theologischen Literatur gehört, in dem die Morgenröthe und die erste Glut eines Reformators leuchtet. Es wird sein theologisches System, zwar nie von ihm veröffentlicht, aber von keinem seiner späteren Bücher an Geschlossenheit und Klarheit mehr erreicht.“ Von der Vorlesung über den Römerbrief aus versteht Thiel den Reformator. Daher fällt ein starker Ton auf die Ungewißheit der Erwählung, als ständigen Ausgangspunkt von Luthers immer neu durch Anfechtung hindurchgehenden Glauben. Es ist ein anderer Luther als der „pastorenhafte, der durch die späten Cranach-Bildnisse so volkstümlich geworden ist“. Die „große, stolze, ehrfürchtige Ungewißheit Luthers muß erleben können, wer Luthers Glauben nacherleben will, und Luthers Glaubenschwäche. Niemals hat dieser Redliche die gleichmütige Sicherheit der Späteren gekannt, die man gerade ihm verdanken wollte. Wenn etwas ihm gewiß war, so dies, daß er des Jornes und der Sölle würdig sei — das andere aber, daß er aus Gnade und Barmherzigkeit erlöst sei, hat er immer wieder lernen müssen, mühselig, zweifelnd, glaubenschwach. Es kann nicht ausbleiben, daß der Theologe bei einem solchen Luther-Buche gegen Gedanken und Ausdrücke im einzelnen auch Bedenken hat. Aber wir wollen diesem Wurf gegenüber wahrhaftig nicht kleinlich sein! Was konnte man denn bisher unseren Gebildeten, die auf Luther hören wollten, an Darstellungen in die Hand geben? Die Theologenbücher waren fast alle viel zu „schwer“, und die Lutherbilder der Nichttheologen fast alle im Tiefsten zu Luther-fremd, seiner Tiefen nicht wahrhaft kundig und nicht mächtig. Da bedeutet das Buch Rudolf Thiels

einen gewaltigen Fortschritt, auch über die schöne Darstellung Gerhard Ritters hinaus; denn es führt unser Geschlecht im Ernste zu dem unbekanntem Luther, dem Luther der schweren theologischen Kämpfe und Werke, in der Sache ganz theologisch, in der Form ganz unzünftig und gegenwärtig.

Keine Anmerkung, kein Nachweis eines Zitates stört den Leser. Das Buch zerfällt in rund 40 kleine Abschnitte zu je etwa zehn Seiten, mit knapper, packender Überschrift; jedes ein geschlossenes Bild für sich, oft ein Meisterwerk der Darstellung. Wie lebendig wird z. B. die Ankunft Melanchthons in Wittenberg und die schnellgeschlossene Freundschaft mit Luther in dem kleinen Abschnitte „Freundschaft“! Aber es fällt schwer, einen oder einige der Abschnitte herauszuheben — so sehr fesselt und bewgt j e d e r Abschnitt.

Die Ausstattung ist vorzüglich. 16 zeitgenössische Bilder sind beigegeben. Die kleinen Abschnitte und die knappe, lebendige, männliche Sprache machen das Buch auch zum Lesen vorzüglich geeignet. Möchten wir nun das Geschenk dieses Buches auch nützen! Wenn unsere Nichttheologen diesem Buche gegenüber versagen, wer soll sie dann noch Luther hören, verstehen, ernstnehmen lehren?

Der Verfasser kündigt einen zweiten Band an, der den reifen Luther schildern wird. Wir warten mit freudiger Spannung darauf. Denn so hoch wir diesen ersten Band stellen und bedanken — seine eigentliche Probe, seine ganze Bewährung erfährt ein Darsteller Luthers doch erst, wenn er von den Jahren nach 1522, von dem Führer der werdenden evangelischen Kirche redet.

Erlangen.

Paul Althaus.

Martin Luther, dargestellt von seinen Freunden und Zeitgenossen Johannes Mathesius, Philipp Melanchthon, Lucas Cranach d. Ä., Hans Sachs u. a. Mit einer Einleitung von August Ferdinand Cohrs, herausgegeben und mit Photos der Lutherstätten versehen von Martin Gürlimann, Atlantis-Verlag, Berlin. Preis RM. 3.75.

Gürlimann, der Herausgeber der schönen Atlantis-Bücher, hat uns zum Luther-Jubiläum ein Luther-Buch geschenkt, das — anders als die vielen, die sonst dazu geschrieben sind — das Jubiläum überdauern und eine bleibende Gabe zur Einführung in den Bereich Luthers sein wird. Sein vornehmstes Mittel, das diesem Buch die charakteristische Gestalt gibt, ist das **Bild**. In drei Gruppen erscheint es. Der für Luther und die Seinen bedeutsamste Maler, sein Freund Lucas Cranach d. Ä., kommt zunächst zu seinem Recht. Gürlimann nennt ihn, der uns im Wormser Profilbild Luthers „eines der kostbarsten Dokumente des deutschen Gesichts“ geschenkt hat, einen der größten deutschen Maler. Gute zeitgenössische Kupferstiche und Holzschnitte geben Cranach das Geleit, um Personen, Städte, Begegnisse anschaulich zu machen. Die besondere Note erhält das Buch aber durch die eigene Kunst Gürlimanns, der uns die Luther-Stätten in wundervollen von ihm aufgenommenen Photographien zeigt. Wie hier Landschaft und Burgen, Straßen und Stuben, Häuser und Winkel, Kirchen und Denkmäler gezeigt werden, ist von höchstem Reiz, den deutschen Raum, in dem

der Reformator sich bewegte, nachzuempfinden. Hier liegt das besondere Verdienst des Buches. — Der Text will in ähnlicher Weise zu eigenem Erleben anregen. Er will das Urbildnis Luthers zeigen, wie es in der Äußerung seiner eigenen Zeitgenossen, Mitkämpfer, Freunde und Gegner lebt. Melancthons Erzählung von dem Leben und den Taten Luthers, und Mathesius' Predigten über sein Leben bilden den Hauptinhalt. Hans Sachs, Stimmen der Zeit, Grabreden der Freunde ergänzen. Eine Einleitung hat August Ferdinand Cohrs geschrieben, eine Warnung voll Ernst und Eindringlichkeit, Luther nicht der Profanisierung preiszugeben, das eigentliche Anliegen seiner Sendung nicht beim Jublieren zu überhören. Solcher Aufruf war gewiß nötig, aber Luthers Geburtstag — in der Zeit des völkischen Aufbruchs — gefeiert, mußte doch auch Anlaß sein, der Schöpfungsgaben des Deutschgeborenen zu gedenken, die er in den Dienst des Evangeliums und seiner Verkündigung gestellt hat. Chors setzt selbst über seine Einleitung als Motto das treffende Lutherwort: „In Gott soll man wahrhaftig stolz sein, über seine Gaben sich freuen, triumphieren, sich rühmen.“ Hier ist eine Zusammenschau der Erlösungsgnade und der Schöpfungsgabe, die bei Cohrs nicht zu ihrem Recht kommt. Hier möchten wir wohl — trotz aller Gefahren des „Gesäufels profanen Ruhmes“ — eine herzhaftere Betonung des deutschen Charakters dieses Gottespropheten wünschen. Es ist doch nicht im Widerspruch zur Erkenntnis Luthers, wenn ein Erasmus Alber a u ch Luthers „fein, klar und tapfer Gesicht und Falkenaugen“, seine „schöne Person“ rühmt. „Alle diese schönen Gaben“, die Gott ihm von Natur geschenkt hat, hat er ihm doch zu seinem großen Werk verliehen. Es ist nicht zutreffend, den Begriff des Helden ganz aus Luthers Wörterbuche streichen zu wollen. Er steht nicht drin im Sinne der Selbstmächtigkeit gegenüber Gott, des unus homo, wie Luther sagt, der einzelnen, auf sich gestellten Persönlichkeit. Große Leute und Helden erkennt er gerade als Menschen Gottes, Sendboten seines Auftrags, und zwar sowohl als weltliche wie als geistliche Helden (vgl. Tischreden Weim. Ausgabe IV, Nr. 4083).

R.

Martin Luther erzählt sein Leben. Herausgegeben von Pfarrer Gustav Mir. 86 S. Kranzverlag Berlin 1933, geheftet RM. 1.20.

Luther hat ja sein Leben erzählt, bei Tische nämlich, in vielen Brocken und Bruchstücken, aber auch in Briefen und Gelegenheitschriften, in denen der Reformator auf sich selbst zu sprechen kommt. Warum soll sie der Herausgeber nicht einmal zu einem Gesamtbilde zusammensetzen und, wo sie nicht ausreichen, Mathesius und Rabeberger als Helfershelfer mit Übertragung in die Ichform heranziehen! Daß daraus noch kein vollständiges, heute ohne weiteres nacherlebtes Bild entsteht, weiß der Herausgeber wohl. Er möchte auch mehr den Leser ins Gespräch mit dem Reformator überhaupt bringen. „Die Art, wie er erzählt, macht uns mit seiner Eigenart vielleicht noch besser vertraut als das, was er von sich erzählt. Da begegnen wir keinem glatten oder sanften Heiligen, sondern dem derben, oft groben, gewissenhaft-ernsten, gottesfürchtigen und doch auch wieder humorvollen und zartfühlenden deutschen Bauernsproß vergangener Zeit; dem Menschen aus Erde gemacht und zugleich von Gottes Geist getrieben“.

R.

Der junge Luther:

Luthers Werke in Auswahl. Band V: Der junge Luther. Herausgegeben von Erich Vogelsang. Berlin und Leipzig. Verlag Walter de Gruyter & Co. 435 S. Geb. RM. 8.—

„Die Anfänge Luthers, 3. T. erst im letzten Menschenalter entdeckt und veröffentlicht, sind der Schlüssel nicht nur zu Luthers Lebensgeschichte, sondern auch zu seiner Lehre und zu seinem Werk: sie allein erschließen uns das Verständnis für das Werden der Reformation.“ Diese Charakterisierung des Herausgebers kennzeichnet die Wichtigkeit des vorliegenden Bandes für die „Studenten-Luther-Ausgabe“, die, bisher mit 1519 beginnend, nun erst ihre organische Unterbauung bekommt. Dargeboten werden Randbemerkungen zu Augustin, Petrus Lombardus und Tauler, die erste Psalmvorlesung, die Vorlesungen zum Römerbrief, Galaterbrief, Hebräerbrief, zwei Disputationen von 1516/17 und die Heidelberger Disputation, schließlich Predigten bis 1517. Der Herausgeber mußte für die Textdarbietung 3. T., besonders für die 1. Psalmvorlesung, auf Handschriften selbst zurückgehen und den kritischen Apparat erst herstellen, da die Weimarer Ausgabe hier versagt. Der Herausgeber war hierzu besonders berufen, da ihm die Revision der betr. Bände der Weimarer Ausgabe übertragen ist. So haben wir hier nicht nur eine Auswahl, sondern gleichzeitig vorläufig eine wichtige Quellen-Veröffentlichung. Ein ganz wesentliches Werk, das das Material für das wissenschaftliche Verständnis des jungen Luthers zusammenfassend darbietet.

K.

Martin Luther, Theologie des Kreuzes. Die religiösen Schriften. Herausgegeben von Georg Selbig. Alfred Kröner Verlag. Bd. 95. 306 S. Leipzig 1933, geb. RM. 3.50.

Der Herausgeber bietet die Schriften des jungen Luthers dar. Die Auslegung der sieben Bußpsalmen (1517), vier Predigten aus vorreformatorischer Zeit, die Heidelberger Disputation (1518), Sermon von der Vereitung zum Sterben (1519), Auslegung deutsch des Vaterunsers für die einfältigen Laien, Auszüge aus den Vorlesungen zum Römer- und Hebräerbrief und aus dem großen Galaterbriefkommentar, dazu eine Tischredenauswahl und die Auslegung etlicher Trostsprüche. Soweit es sich um lateinische Schriften handelt, sind sie — zumeist vom Verfasser selbst — ins Deutsche übertragen. Vorbemerkungen führen in die einzelnen Schriften ein. In einer ausführlichen Einleitung weist Selbig die innere Mitte aller dieser Schriften auf: Die Theologie des Kreuzes, die Luther als die seine im Gegensatz zur Theologie der Ehren geltend machte. „Gott verbirgt das Seine, um es zu offenbaren.“ Der am Kreuz verborgene Gott ist der offenbare Gott. Selbig gibt eine feinsinnige und belegreiche Einführung in diese Theologie des Kreuzes, ihres Werdens, ihrer Bedeutung, ihren Anstoß und dessen Überwindung. Er zeigt, wie dieser echte Luther „der heilige Prophet Deutschlands“ war und bleiben muß, soll er der Lehrer seines Volkes bleiben und wieder werden, daß es im Blick auf das Kreuz „die große Kunst und Klugheit des Glaubens lernte,

der in aller Not nicht hierhin und dorthin läuft, um allen Menschen die Ohren vollzuklagen, der auch nicht wider Gott murrte: „Warum tut mir Gott dies und das?“, sondern der sich wie ein Falke kühn erhebt über alles und über den trüben, dicken Wolken und schweren Wettern der Zeit die Sonne schaut: Gottes väterliches Herz.“ Zu diesem Dienst soll und kann die Auswahl helfen. Daß gerade eine Taschenausgabe (Kröners) diese theologische Kernstellung Luthers weiten Kreisen anbietet, zeigt, daß die heute oft verfeimte Theologie größere Verheißung hat, als manche glauben: Luther wurde nicht Reformator, obwohl, sondern weil er Professor der Theologie war. So gewiß sich seine Sendung nicht in Theologie erschöpfte, sie ist doch auch heute nicht ohne Theologie zu denken, denn Seelsorge und Volksmission ohne das stählerne Rückgrat des Ringens um die Erkenntnis und Gestaltung der Wahrheit, ist Fleisch ohne Knochengerüst. Knochengerüst ohne Fleisch wird zum Skelett, aber Fleisch ohne Knochengerüst sinkt zur verschwommenen Masse zusammen. Selbigs Sammlung stärkt das Mark lutherischer Frömmigkeit. R.

Lutherworte:

D. Georg Buchwald, Mit Luther. Heft 1: Advent und Weihnacht in Luthers Geist und mit Luthers Wort. 80 S. Heft 2: Passion und Ostern in Luthers Geist und mit Luthers Wort. 78 S., je RM. 1.35. Gustav Schloeffmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick). Leipzig und Hamburg 1933 und 1934.

Der lutherbewanderte Forscher hat, aus reicher Belesenheit schöpfend, Luther in zunächst kurzen Deutungen aus Predigten, Vorlesungen, Büchern und Briefen zum Wegweiser durchs Kirchenjahr und seine Botschaft gemacht. Es ist ihm zu danken, daß er auch unbekannteres Gut verwendet hat. Der Verfasser beschränkt sich freilich, wohl im Blick auf die volkstümliche Abzielung der Hefte darauf, die Aussprüche Luthers zu den besonderen Kirchenjahreszeiten unter möglichst allgemeinen Stichworten zu bringen. Schon die Einleitungen suchen das Weihnachts- und Oster-Widerfahrnis Luthers vom geschichtlichen Werden seines Grunderlebnisses zu deuten. Das ist gewiß notwendig. Aber man kann den Wunsch nicht unterdrücken, von einem so guten Kenner die besondere Erfassung der Advents-, Weihnachts-, Passions- und Osterverkündigung bei Luther stärker und genauer in der Gliederung dargestellt zu bekommen. Die Aufteilung der Worte zu Ostern in Botschaft, Glaube, Freude, Leben, Trost, Hoffnung, Trost, Gleichnis entbehrt für mein Empfinden der einprägsamen Bildhaftigkeit, die Luthers Verkündigung markant macht und ihr den eigenartigen Ton gibt. Dieser Wunsch soll nicht den Dank mindern gegenüber dem verehrten Herausgeber für das, was er uns im Ganzen in der Auswahl der Lutherworte geschenkt hat. Besonders die Heraushebung der knappen, zusammenfassenden Sätze aus dem weit-schichtigen Schrifttum Luthers zeigt den sachkundigen Bearbeiter. Die Hefte sind vom Verlag bei schöner Ausstattung preiswert herausgegeben und sollten in viele Hände kommen. R.

1933 R 424

HEFT 1 + 15-JAHRGANG + 1933

Luther

Vierteljahrschrift der
Luthergesellschaft



CHR-KAISER VERLAG + MÜNCHEN

Inhalt des I. Vierteljahrsheftes

- Der Staat in Luthers Verkündigung III. Eine Sammlung von Kernworten aus Luthers deutschen Schriften. Von Pastor Johannes Meinhold-Cuphaven 1
- Wie sah die Stadt Wittenberg zu Luthers Lebzeiten aus? Von Sanitätsrat Dr. Gottfried Krüger-Lutherstadt Wittenberg 13
- Abbildungen (Beilage):
1. Ansicht Wittenbergs von Westen 1627
 2. Ansicht der Schloßkirche 1509
 3. Gesamtansicht Wittenbergs von der Elb-Seite 1546
 4. Hof der Wittenberger Universität

Schriftleitung:

Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg 1, Kreuzlerstraße 3

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens Mk. 3.— erhalten die Mitglieder der Luther-Gesellschaft die Vierteljahrschrift, bei einem Beitrage von Mk. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldungen bei der Geschäftsstelle in Berlin-Charlottenburg 2, Gartenbergstraße 12. Zahlungen für Luther-Gesellschaft E. V. auf Postcheckkonto Leipzig Nr. 19762 oder Dresdner Bank, Depositenkasse A II in Berlin-Lichterfelde-West, Karlstr. 114 (Postcheckkonto der Depositenkasse ist: Berlin Nr. 25064). — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschließlich eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

Zum Altonaer Bekenntnis

Von einem seiner Hauptverfasser ist erschienen:

Die Offenbarung und das Amt

Von

HANS ASMUSSEN

Pastor in Altona / Mk. 230

Wer die Hauptanliegen unserer jungen Pastorengeneration kennen lernen will, nehme dies Büchlein zur Hand. Es ist ein Buch voller feiner, tiefer Gedanken, die immer wieder auf das Letzte durchzustößen versuchen. Es rüttelt auf und wird seinen Weg machen. Denn hier ist ausgesprochen, was viele beschäftigt. Man möchte wünschen, daß nicht nur diejenigen, die in den leitenden Stellen der Kirche sind, und nicht nur diejenigen, die auf den Universitäten und auf den Predigerseminaren unserer theologischen Jugend dienen, dies Buch zur Hand nehmen und sich ganz still hörend einfach sagen lassen, was hier ringt und Antwort fordert, sondern daß auch alle, die im Amte stehen, an der Hand dieser Ausführungen die entscheidende Frage kirchlicher Verkündigung durchdenken.

(Der Oberkirchenrat der ev.-luth. Landeskirche von Mecklenburg-Schwerin)

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN

HEFT 2 + 15-JAHRGANG + 1933

Luther

Vierteljahrschrift der
Luthergesellschaft



U.B. TUB.
- 8. AUG. 1933

CHR-KAISER VERLAG + MÜNCHEN

Inhalt des 2. Vierteljahrsheftes

Der Staat in Luthers Verkündigung IV. Eine Sammlung von Kernworten aus Luthers deutschen Schriften. Von Pastor Johannes Meinhold-Cuphaven . . .	33
Luther und die Theologie des Politischen. Von Prof. D. Paul Althaus-Erlangen . . .	49
Das Wort Gottes bei Luther. Von Prof. D. Heinrich Bornkamm-Gießen . . .	52
Luthers liturgisches Handeln in seiner Bedeutung für die Gegenwart. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Samburg . . .	54
Das pädagogische Problem im Lichte Luthers. Von Studiendirektor Lic. Martin Doerne-Lückendorf	59
Bücherschau	64

Schriftleitung:

Hauptpastor D. Theodor Knolle, Samburg 1, Kreuzerstraße 3

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens Mk. 3.— erhalten die Mitglieder der Luther-Gesellschaft die Vierteljahrschrift, bei einem Beitrage von Mk. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldungen bei der Geschäftsstelle in Berlin-Charlottenburg 2, Hardenbergstraße 12. Zahlungen für Luther-Gesellschaft E. V. auf Postscheckkonto Leipzig Nr. 19762 oder Dresdner Bank, Depositenkasse A II in Berlin-Lichterfelde-West, Karlstr. 114 (Postscheckkonto der Depositenkasse ist: Berlin Nr. 25064). — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschließlich eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.



KARL BARTH

Theologische Existenz heute

Beiheft 2 zu „Zwischen den Zeiten“

Mk. 1.—

Die Abonnenten von „Zwischen den Zeiten“ erhalten ein Beiheft für Mk. 0.80

Ein allgemein verständliches gewichtiges Wort über die Kirche mit folgendem Inhalt:

Zur Bischofsfrage / Die Glaubensbewegung deutscher Christen / Die Jungreformatorische Bewegung / Die Kirche der Reformation

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN

HEFT 3 + 15-JAHRGANG + 1933

Luther

Vierteljahrschrift der
Luthergesellschaft



CHR-KAISER VERLAG + MÜNCHEN

Inhalt des 3. Vierteljahrsheftes

Luthers Wort in unserer Zeit. Festpredigt am 10. 9. 1933. Von Prof. D. Dr. Hermann Wolfgang Beyer-Greifswald	65
über Martin Luthers Vorfahren. Von Prof. D. Dr. Johannes Luther-Greifswald	73
Wie sah Luther aus? Von Generalsuperintendent D. Theodor Knolle-Samburg	83
Luthers Schriften für jedermann. Von Oberkonsistorialrat D. J. J. Niehammer 1816	89
Luther als Übersetzer. Von Prof. D. Dr. Gustav Bebermeyer-Tübingen	94
Abbildungen: Lutherbilder von Lucas Cranach (1520, 1521, 1522, 1525) nach den Ori- ginalen der Luther-Salle in Wittenberg	
Luthers Familienwappen (aus dem Privatbesitz von Prof. D. Dr. Joh. Luther)	

Schriftleitung:

Generalsuperintendent D. Theodor Knolle, Samburg 1, Kreuzerstraße 3

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens Mk. 3.— erhalten die Mitglieder der Luther-Gesellschaft die Vierteljahrschrift, bei einem Beitrage von Mk. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldungen bei der Geschäftsstelle in Berlin-Charlottenburg 2, Hardenbergstraße 12. Zahlungen für Luther-Gesellschaft E. V. auf Postscheckkonto Leipzig Nr. 19762 oder Dresdner Bank, Depositentkasse A II in Berlin-Lichterfelde-West, Karlstr. 114 (Post-scheckkonto der Depositentkasse ist: Berlin Nr. 25064). — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschließlich eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

Theologische Existenz heute

Schriftenreihe, herausgegeben von Karl Barth und Eduard Thurneysen
Heft 2

KARL BARTH

Sür die Freiheit des Evangeliums

Mk. 0.50

Karl Barth hat sich entschlossen, seine Worte, die er zur Sache der Kirche zu sagen hat, in einer Schriftenreihe herauszugeben, der er den Sammeltitle „Theologische Existenz heute“ gibt. Wer die Schriftenreihe auf mindestens ein Jahr subscribiert, erhält auf jedes Heft eine Ermäßigung von 10%.

Partiepreise (nur für nichtsubskribierte Exemplare)

Bei gleichzeitiger Abnahme von 20 Stück kostet jedes obige Heft 45 Pfg.

„	„	„	„	50	„	„	„	„	42	„
„	„	„	„	100	„	„	„	„	40	„

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN

J.R.
HEFT 4 + 15-JAHRGANG + 1933

Luther

Vierteljahrschrift der
Luthergesellschaft



CHR-KAISER VERLAG + MÜNCHEN

U-B. TUB.

Inhalt des 4. Vierteljahrsheftes

Luthers Fastenpredigten 1534. I. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Zamburg	97
Luther und Luthertum. Von Professor Dr. Andreas Walther-Zamburg	III
Luther und die deutsche Gegenwart. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Zamburg	116
Bücherschau	127

Schriftleitung:

Hauptpastor D. Knolle, Zamburg 1, Kreuzerstraße 3

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens Mk. 3.— erhalten die Mitglieder der Luther-Gesellschaft die Vierteljahrschrift, bei einem Beitrage von Mk. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldungen bei der Geschäftsstelle in Berlin-Charlottenburg 2, Sardenbergstraße 12. Zahlungen für Luther-Gesellschaft E. V., Berlin-Charlottenburg 2, Marchstr. 2, Postfachamt Berlin Nr. 80465. — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschließlich eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.



THEODOR ELLWEIN

Kleine Glaubenslehre

Mk. 1,10

Es gibt in der Gegenwart viele geistig interessierte Glieder unserer evangelischen Gemeinden, die im tiefsten bewegt und erschüttert sind nicht nur durch die schweren Kämpfe, die sich heute im Raum der evang. Kirche abspielen, sondern auch durch die drängenden religiösen Entscheidungen, die wir alle miteinander zu treffen haben. Und so beginnen viel zu fragen: Was ist denn eigentlich Kirche? Was bekennt sie? Kein Pfarrer und kein Laie kann für sich mit letzter Vollmacht auf diese Fragen antworten. Wo aber Theologen und Laien durch diese Fragen besonders bewegt werden, da werden sie sich in brüderlicher Gemeinschaft zusammensinden, um in gemeinsamer Arbeit nach der Wahrheit Gottes zu fragen, die der Kirche anvertraut und aufgetragen ist. Ihnen allen bietet die „Kleine Glaubenslehre“ in gedrängter und doch allgemein verständlicher Form eine christliche Unterweisung, die der gemeinsamen Besprechung zugrunde gelegt werden kann. Sie glaubt, damit ein bescheidenes Stück volksmissionarischen Dienstes zu leisten, zu dem heute unsere ganze deutsche evangelische Kirche so nachdrücklich aufgerufen ist.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN